

KURT BÖHNER

ALBERTUMSSAMMLUNGEN GESTERN UND HEUTE

*Vortrag zur Eröffnung der Frühmittelalterlichen Abteilung des RGZM
am 22. 4. 1970**

Der Stil von Museumsaufstellungen ändert sich ebenso wie etwa der von Theaterinszenierungen. Beide sollen Zustände, Vorgänge, Zusammenhänge dem Betrachter anschaulich darbieten. Zweck und Art dieser Darbietung aber sind stark von den wechselnden Fragestellungen der Zeit und den entsprechenden Versuchen einer Antwort abhängig. So muß sich auch ein Museum von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wandeln, um das Verhältnis einer Epoche zu einem bestimmten Gebiet der Geschichte oder Natur lebendig darstellen zu können und in die Zukunft zu wirken.

Diese schier selbstverständlichen Bemerkungen mögen manchen überraschen. Sind nicht die Museen – und besonders natürlich die Altertums Museen – nach weit verbreiteter Meinung Institutionen, die von Natur aus der Zukunft abgewandt, wenn nicht gar feindlich gegenüberstehen? Nirgends kommt diese allgemein geläufige Vorstellung vom Museum so deutlich zum Ausdruck wie bei der Verwendung des Wortes Museum in der Umgangssprache. Da wird von einer „museumsreifen Politik“ gesprochen oder von „Plänen, die bereits vor ihrer Ausführung ins Museum gehören“, vom „Abstellgleis Museum“ usw. Eine Stadt, die im Prospekt ihres Verkehrsamtes den Stolz auf ihre lange Vergangenheit gebührend zum Ausdruck bringt, versichert im nächsten Absatz, beileibe „kein Museum“ sein zu wollen. Museum bedeutet in diesen Sprachwendungen gestrig, verstaubt, abgelebt. Das mit Recht und Unrecht so verstandene Museum hat immer wieder Anlaß zur Kritik gegeben, besonders den Vertretern der lebenden Kunst, die die Museen nicht selten als „Totenkammern“ bezeichnet haben. Aber auch die Museumsleute selbst sind sich der schwierigen Problematik des Museums immer bewußt gewesen, in unseren Tagen scheint sie sich gar ins Trostlose steigern zu wollen: „Die Besucher sind offenbar alle nicht sehr glücklich. Ein zwei- bis dreistündiger Aufenthalt genügt, damit alle als Geschlagene, mit weichen Knien, jeglichen Lebensnerves beraubt, Vergessen suchend die Räumlichkeiten verlassen. Das Museum ist nicht nur eine Institution, die teuer ist, sondern tot und tötend, die krank und stumpf macht, ein Moloch, wenn auch minderer Bedeutung. Genuß und Wissen, die es vermittelt, sind absolut ungeistig und oberflächlich und zersetzen sich schon während des Besuches selbst.“¹⁾

* Dieser Vortrag wurde in veränderten Fassungen auch anläßlich der 100-Jahr-Feier des Historischen Museums der Pfalz in Speyer (5. 7. 1969), der Jahrestagung des Hessischen Museumsverbandes in Rüdesheim (31. 10. 1969), der Eröffnung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Lan-

desmuseums für Vor- und Frühgeschichte in Münster (5. 4. 1970) und des Ludwig-Roselius-Museums in Worpsswede (22. 6. 1971) gehalten.

¹⁾ U. Martens in: *Das Museum der Zukunft* (Hrsg. G. Bott, 1970) 185.

Auf der anderen Seite ist jedoch festzustellen, daß die Bedeutung der Museen in West und Ost ständig wächst. Mit selbstverständlichem Stolz weisen viele Städte den Fremden auf ihre Museen hin — Ruhm der Vergangenheit ist auch dem gegenwärtigen Ansehen von Nutzen! Wer etwa einmal Gelegenheit hatte, amerikanische Museen zu besuchen, wird nicht nur über den ungeheuren und ständig wachsenden Besucherandrang erstaunt gewesen sein, sondern auch über die wache Neugier, die bei vielen Besuchern zu beobachten ist. Dieser Drang zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ist besonders erstaunlich in einem Lande, das selbst keine Denkmäler einer alten Geschichte besitzt und deshalb Museen schaffen mußte, die allein eine Begegnung mit der Vergangenheit in weltweitem Sinn möglich machten. Man sagt, in den USA würden täglich zwei neue Museen eröffnet. Aber auch in den Ländern des Ostens kommt den Museen sowohl im Rahmen der politischen und weltanschaulichen Erziehungsprogramme in Schul- und Erwachsenenbildung als auch unter dem Motto „Museumsschätze sind Eigentum des Volkes“ eine außerordentliche Bedeutung zu²⁾. Auch in der Bundesrepublik führen die Museen keineswegs das ausweglose Aschenputteldasein, welches man aus mancher harten Kritik, aus dem nicht selten vorhandenen Mangel an Mitteln und einer gewissen Gleichgültigkeit der Öffentlichkeit gegenüber Museen erschließen könnte, der Eugen Roth treffend Ausdruck verliehen hat:

Warum bauen wir Museen?
 Daß die Leute in sie gehen.
 Aber, ach, die schöne Pflicht,
 die erfüllen viele nicht.
 Mancher Bürger denkt sich still:
 Ich kann hingeh'n wann ich will.
 Das Museum läuft nicht fort —
 und bis heut' war er nicht dort,
 Grade weil in seiner Stadt
 er es vor der Nase hat.

Nach dem Statistischen Jahrbuch von 1968 wurden im Jahre 1966 in der Bundesrepublik 484 Museen von nicht weniger als 12,7 Millionen Besuchern besucht — eine hohe Zahl im Vergleich zu 16 Millionen Besuchern von Theatern aller Art. Daß die Zahl der Museumsbesucher auch in der Bundesrepublik ständig im Ansteigen begriffen ist, zeigen die Besucherzahlen der Kölner Museen: 1960: 293.000 — 1965: 511.000 — 1968: 745.000 — 1970 (einschließlich der neuen Kunsthalle): 1.243.271 (gleichzeitig Städt. Bühnen: 673.249 — Zoo: 1.034.733). Bei den Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz in Berlin stiegen die Besucherzahlen in gleicher Weise: 1960: 180.000 — 1965: 423.000 — 1968: 740.000³⁾. Ein ähnliches Ansteigen der Besucherzahlen ist fast bei allen Museen in

²⁾ Vgl. z. B. die Reihe „*Schule und Museum im einheitlichen Bildungssystem der DDR*“.

³⁾ St. Waetzoldt in: *Das Museum der Zukunft*, a. a. O. (s. Anm. 1) 280. — Zu Köln: Be-

der Bundesrepublik zu beobachten. Daß diese Zunahme der Besucherzahlen nicht nur durch die Wirksamkeit von Touristen-Organisationen zu erklären ist und ein wirkliches Interesse an der Vergangenheit und ihren Denkmälern besteht, zeigt deutlich genug die Tatsache, daß zwei Bücher wie Ceram's „Götter, Gräber und Gelehrte“ und Pörtner's „Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit“ Bestseller werden konnten. Ein Hauptgrund für das Ansteigen des Museumsbesuches ist zweifellos die Tatsache, daß wir heute über mehr Freizeit und eine größere Beweglichkeit von Ort zu Ort verfügen als in früheren Jahren. Vielleicht haben auch die Massenmedien manches Interesse wachgerufen, das früher nicht in gleicher Weise zur Geltung kommen konnte. Sicher ist aber auch, daß unsere Museen sich sehr bemüht haben, ihren Besuchern entgegenzukommen und daß es in der ganzen Bundesrepublik kaum mehr eines der verstaubten Spinnweben-Museen gibt, von denen die eingangs erwähnten Klischeevorstellungen ausgehen. Wenn man es wagt, mit erheblichen Mitteln eine Sammlung neu einzurichten und der Öffentlichkeit zu übergeben, ist es trotzdem notwendig, sich über die Einrichtung und Wirkungsmöglichkeiten eines Museums in unseren Tagen zu besinnen und die Hauptgesichtspunkte solcher Überlegungen mitzuteilen. Hierbei scheint es mir angebracht, kurz einen Blick auf die bisherige Entwicklung der Museen – und in unserem Fall besonders der Altertums Museen – zu werfen. Gewiß werden sich aus einem solchen Rückblick keine zwingenden Hinweise auf die heutige Gestaltung der Museen ergeben, aber er wird doch zeigen, welche wechselnden Funktionen das Sammeln von Altertümern im Verlauf der Geschichte gehabt hat und welche Kräfte aus dieser Vergangenheit in ihm fortwirken. Machen wir den Anfang mit dem Anruf Hesiod's an die Musen⁴), die unseren Museen ja den Namen gegeben haben:

„Nun denn, mit den Musen laßt uns beginnen,
 Sie, die Zeus dem Vater mit ihrem Preisen
 Erfreuen den hohen Sinn, droben im Olymp,
 Wenn sie sagen, was da ist, was sein wird,
 Was vorher gewesen.“

Enthüllen die Töchter des Zeus in ihrem Gesang Göttern und Menschen das Geheimnis der Welt, so bezieht sich das also nicht nur auf Gegenwart und Zukunft, sondern auch auf die Vergangenheit. Wenn man im Altertum an den Altären der Musen für Gegenwart und Zukunft opferte, standen in den Heiligtümern Standbilder von Dichtern und Weisen, und alte Handschriften ihrer Werke wurden dort aufbewahrt. Auch bei den Tempeln der großen Götter wurden Kunstwerke und merkwürdige Gegenstände gesammelt, so daß sich dort Sammlungen bildeten, die wir „unabsichtlich ent-

richtet in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*
 vom 22. 3. 1971.

liche Gedichte, übersetzt und erläutert von
 W. Marg (1970) 29.

4) Hesiod, *Theogonie* 36 ff. in: Hesiod, *Sämt-*

standene Museen nennen können . . . So enthielt das uralte Heraion zu Olympia eine bedeutende Sammlung von Kunstwerken aus archaischer wie auch aus jüngerer Zeit, die man im späteren Altertum selbst museumsartig geordnet zu haben scheint. In großen Heiligthümern pflegten eigene Schatzhäuser, sogenannte Thesauern, sich zu befinden, die von einzelnen Staaten zur Aufnahme aller ihrer im Laufe der Zeiten dort darzubringenden kostbaren Weihgeschenke errichtet waren. Diese Geschenke bestanden indes nur zu einem kleineren Theil aus Statuen, zu weitaus größerem aus Geräthen, Gefäßen, Geweben, Schmucksachen, Waffen und dergleichen. Wir besitzen noch ansehnliche Reste von den Inventaren solcher Tempelschätze, die fast unsern Kunstgewerbemuseen gleichen mochten. Allein nicht nur Kunst und Handwerk, auch alles, was allgemeines Interesse beanspruchen konnte, pflegte man unter dem Schutze der Gottheiten in den Tempeln aufzustellen. So kamen auch allerlei seltene und merkwürdige Dinge in die Tempel, sogenannte Naturwunder, seltene Thiere, Felle, Knochen, Steine, merkwürdige Geräthe und Instrumente und vor allem auch Reliquien aller Art von mythischen wie von berühmten historischen Personen⁵⁾. Wie man alte unverständliche Gegenstände mit kosmischen Kräften in Verbindung brachte, zeigt etwa der Bericht des Plinius, daß sich in den Ceraunia (Blitzsteine, „Donnerkeile“: neolithische Beile) Strahlen von Sternen konzentrieren. Ein solcher ‚Donnerkeil‘ war wohl auch der lapis silex, der im Tempel des Jupiter Lapis zu Rom aufbewahrt wurde und dazu diente, die Opfertiere zu töten. Auch tierische Fossilien wurden in mythischem Sinne gedeutet: Nach Suetons Bericht (Aug. 72, 15) schmückte Augustus seine Landhäuser ‚rebusque vetustate ac raritate notabilibus, qualia sunt Capreis immanium beluarum ferarumque membra praegrandia, quae dicuntur gigantum ossa et arma heroum⁶⁾‘.

Zu ganz neuer Wirkung kamen die Werke der klassischen griechischen Kunst im Hellenismus. Als Alexander bis an die Grenzen Indiens vorstieß, hatte er wie später Napoleon einen Stab gelehrter Männer bei sich, die ihre vielfältigen Beobachtungen in wissenschaftlichen Schriften niederlegten, welche im Archiv zu Babylon gesammelt werden sollten. Angeregt durch die gewaltigen Entdeckungen des Alexanderzuges erlebten in den Residenzstädten der Diadochen viele Zweige der Naturwissenschaften wie Geographie, Medizin, Zoologie, Astronomie und Mathematik eine gewaltige Blüte. Getragen wurde die große Ausweitung des wissenschaftlichen Weltbildes von dem kulturellen Selbstbewußtsein eines hellenischen Kosmopolitismus, als dessen Schöpfer und Schützer sich die Diadochen-Könige verstanden⁷⁾. Aus dem stolzen Bewußtsein ihres griechischen

5) A. Furtwängler, *Über Kunstsammlungen in alter und neuer Zeit* (1899) 6. — S. auch J. Burckhardt, *Griechische Kulturgeschichte* (Hrsg. J. Oeri, 2. Aufl. 1898) 2, 238 ff.

6) A. Mennung, *Über die Vorstufen der prähistorischen Wissenschaft im Altertum und Mittelalter* (1925) 7 ff. — Vgl. auch J. Burck-

hardt, *Die Weihgeschenke der Alten* (1880) in: J. B., *Kulturgeschichtliche Vorträge* (Hrsg. R. Marx, o. J.) 174 ff. — Zur Deutung fossiler Tierknochen als solche von Riesen, Drahnen usw. vgl. O. Abel, *Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglaube* (1923).

7) J. Jüthner, *Hellenen und Barbaren* (1923) 44 ff.

Erbes heraus pflegten sie an ihren Höfen griechische Philosophie und ließen in großem Stil griechische Dichtungen sammeln. Der Philologie kam erstmals eine hohe Bedeutung zu; viele Dichtungen haben damals die Form erhalten, in der sie auf uns gekommen sind. Aber indem man bestrebt war, den Formen der klassischen Zeit Genüge zu tun, bemerkte man nicht, wie weit man von ihr entfernt war. „Die Dichter des Hellenismus sind ohne ihre Bibliothek gar nicht denkbar. Sie sind – das gilt gerade für die führenden Geister – zugleich Dichter und gelehrte Philologen, ja, sie sind vielleicht in erster Linie Philologen und nur im Nebenberufe Dichter⁸⁾.“ Ähnlich verhielten sich die Diadochenkönige gegenüber den Denkmälern der griechischen Kunst. Eumenes II. von Pergamon etwa ließ beim Athenatempel Werke älterer Meister aufstellen und vor der nahe bei dem Heiligtum gelegenen Bibliothek eine allerdings „nur annähernd stilgetreu ausgeführte Kopie der im Parthenon auf der Akropolis von Athen aufgestellten gold-elfenbeinernen Athena Parthenos des Phidias, . . . was Zeugnis ablegt für das bewußte Anknüpfen der pergamenischen Fürsten an die große Zeit Athens“⁹⁾. So ist der Hellenismus ein erstes Beispiel dafür, daß die großen Werke einer vergangenen Epoche auch gesammelt werden können, um das Selbstbewußtsein der eigenen Zeit zu stärken und zu bestätigen, auch wenn die Voraussetzungen beider Epochen und damit ihrer Kunst von Grund auf verschieden sind. Mittelpunkte all dieser wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen waren die Bibliothek und das Museion in Alexandria, beide begründet von Ptolemaios I. Dieses Museion war aber nicht für die Sammlung von Denkmälern bestimmt, sondern „ein Palast, in der eine Vereinigung von Männern des Geistes mit einem Musenpriester an der Spitze lebte und arbeitete; Ptolemaios kam für alle Kosten auf und hielt den Bewohnern alle Sorgen des täglichen Lebens fern. Daher nannte sie der Skeptiker Timon „gemästete Hühner im Korb“¹⁰⁾. In dieser Zeit begannen auch bewußte „Kunstreisen“ in das griechische Mutterland, wo sich die neugierigen Fremden die Schätze der Tempel mit Hilfe von Reisehandbüchern und Fremdenführern als „Raritäten und Merkwürdigkeiten“ betrachteten.

Als die Römer im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. der hellenistischen Welt in Unteritalien, Griechenland und Kleinasien als Eroberer entgegentraten, gab es bei ihnen zwar Männer, die – wie Cato – die schwelgende Kultur des Hellenismus ablehnten, aber die Sieger konnten der neuen Erlebniswelt, die sich ihnen hier eröffnete, nicht lange widerstehen. „Graecia capta ferum victorem cepit“ (Horaz, Epist. II, 1, 156). Die Folge war, daß nicht nur griechische Sprache und Bildung bald in Rom Zugang fanden, sondern daß man auch bestrebt war, die Stadt mit möglichst vielen griechischen Kunstwerken zu schmücken. Dieser Zweck wurde durch zahlreiche Plünderungen griechischer Städte

⁸⁾ F. Jacoby, *Die griechische Moderne. Kieler Rektoratsrede* (1924).

⁹⁾ H. E. Stier, *Aus der Welt des Pergamonaltars* (1932) 83 f.

¹⁰⁾ W. Tarn, *Die Kultur der hellenistischen Welt* (3. Aufl. unter Mitarbeit von G. T. Griffith, 1966) 321.

erreicht – von dem gewaltigen Kunstraub römischer Statthalter und Feldherrn wie Aemilius Paullus, Mummius oder Verres bis zu den Plünderungen des Nero, denen eine systematische Aufnahme von Statuen in griechischen Städten und Dörfern vorausgegangen war¹¹⁾. Aber auch für den Ankauf wirklicher oder vermeintlicher griechischer Statuen wurden ungeheure Summen ausgegeben. So hoch war die Schätzung „alter Werke“, daß bei den Schriftstellern die Erwähnung zeitgenössischer Künstler völlig hinter der der alten Meister zurücktritt. Da der große Bedarf an griechischen Kunstwerken trotz aller Plünderungen bald nicht mehr zu decken war, wurden in Griechenland mehr oder weniger gute Kopien hergestellt. „Schließlich richtete eine römische Firma, die Cossutii, überall in Griechenland, wo man Marmor fand, Filialen ein und beschäftigte Griechen, um Statuen en gros für den römischen Markt zu produzieren. So endete die Bildhauerei, die als Religion begonnen hatte, als Handelsbranche¹²⁾.“ Die Überfülle von Statuen auf dem Forum war zeitweise so groß, daß ein Teil von ihnen wieder beseitigt werden mußte, um Raum für Wege zu schaffen. „Der besiegten Griechen Kunst zog triumphierend ein in Rom, und die sie erst zu verachten glauben durften, die rauhen Römer, wurden ihre eifrigsten und bewunderndsten Anhänger. Nicht daß alle öffentlichen Plätze, Hallen und Tempel in Rom sich allmählich mit griechischen Meisterwerken füllten, ist dafür bezeichnend – denn dies war ja nur die Beute des Siegers –, jener Triumph der griechischen Kunst zeigt sich vielmehr darin, daß bald jedes private Haus, jede Villa eines wohlhabenden Römers seine Sammlung von plastischen Kunstwerken und seine Bildergalerie, seine pinacotheca besaß, wenn möglich alte Originale, wenn nicht, so doch sicher eine große Anzahl von treuen Kopien von Werken aus der vorhellenistischen griechischen Blütezeit“¹³⁾. In Rom treffen wir auch zum ersten Male auf den Gedanken, Meisterwerke der griechischen Plastik und Malerei als staatliches Eigentum zu erklären und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es war kein Geringerer als Agrippa, der Feldherr und Mitregent des Augustus, der diese Forderung – allerdings vergeblich – erhob und gleichzeitig jene tadelte, die diese Meisterwerke in die Verbannung ihrer Villen trieben¹⁴⁾. Wie tief der Einfluß dieses Sammeln war, zeigen deutlich die archaisierenden und klassizistischen Strömungen in der römischen Kunst^{14a)}.

Gewiß haben in Rom das kulturelle Repräsentationsbedürfnis des Staates und des einzelnen eine große Bedeutung für das Sammeln griechischer Kunstwerke gehabt. Aber auch das Bewußtsein, daß alten Dingen etwas von der Größe ihrer einstigen Besitzer anhaftet, das wir schon bei den Reliquien von mythischen Persönlichkeiten in griechischen Tempelschätzen und den ‚gigantum ossa et arma heroum‘ in den Landhäusern

11) L. Friedländer, *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms* 3 (10. Aufl. 1923) 36.

12) Tarn, *a. a. O.* (s. Anm. 10) 378.

13) Furtwängler, *a. a. O.* (s. Anm. 5) 9.

14) Furtwängler, *a. a. O.* (s. Anm. 5) 12.

14a) Zur Frage „Denkmalkultus und Kunstentwicklung“ vgl. den gleichnamigen Aufsatz in: M. Dvořák, *Gesammelte Aufsätze zur Kunstgeschichte* (1929) 250 ff.

des Augustus trafen, blieb in Rom lebendig. Kunstwerke und Kleinodien aus dem Besitz berühmter Männer und Frauen waren besonders kostbar. Kaiser Caracalla z. B. hielt Waffen und Trinkgeschirr, die aus dem Besitz Alexanders des Großen stammen sollten, besonders wert¹⁵).

Die kulturelle und künstlerische Kontinuität, die diesem Sammeln von griechischen Kunstwerken in hellenistischer und römischer Zeit zugrunde lag, zerbrach mit dem Ende des römischen Reiches und dem Sieg des Christentums. Welche unmittelbare Wirkung die Roma aeterna aber auch nach dem Ende ihrer politischen Macht noch auf die Menschen ausübte, zeigt vielleicht am deutlichsten das Beispiel Theoderichs d. Gr. Die reparatio urbium vetustarum, besonders aber die reparatio Romanae civitatis lag ihm ganz besonders am Herzen¹⁶) und er machte den Schutz der in Rom noch in großer Zahl vorhandenen antiken Bildwerke – Cassiodor spricht von „dem so zahlreichen Volk der Statuen und den überreichen Herden der Rosse“, d. h. der Reiterstandbilder – dem dortigen comes ausdrücklich zur Pflicht¹⁷). „Die alten Kaiser sollten ihm zu Lob und Dank verpflichtet sein, deren Bauten in Rom er eine langwährende Jugend gegeben habe, so daß sie im Glanze ursprünglicher Frische leuchteten, die schon durch ein müdes Alter verunstaltet waren, und der Gote dachte dadurch seinen Königsruhm zu steigern, daß von den alten Wunderwerken nichts unter ihm in Verfall gerate¹⁸).“

Wie tief die politischen und kulturellen Veränderungen des frühen Mittelalters in alle Lebensbereiche eindringen, zeigt sich auch an der von Grund auf veränderten Bedeutung der römischen Vergangenheit für diese Zeit. Als politische Idee wirkte das Imperium Romanum dadurch noch fort, daß es aufgrund der Danielvisionen als das letzte der vier großen Weltreiche galt, mit dessen Ende auch das der Welt hereinbrechen sollte. In diesem Sinn faßte man noch das Reich Karls des Großen ebenso wie die Erneuerung des Kaiser­tums durch Otto d. Gr. als eine Fortsetzung des römischen Reiches – translatio imperii – auf¹⁹). Im geistigen Bereich aber wirkte das römische Altertum fast allein durch die lateinische Sprache fort, die die der Kirche geworden war. Kennzeichnend mag sein, daß Alkuin es für angemessen hielt, das Saitenspiel Vergils zu ergreifen, um heilige Lieder anzustimmen²⁰). Wenn Alkuin Aachen ein „neues Athen“ nannte und dieser Ruhmesname später auch Lüttich und Regensburg beigelegt wurde²¹), so zeigt das deutlich genug, daß sich die für Theoderich noch lebendige Kontinuität des Altertums in einzelne Reminiszenzen ohne Zusammenhang und wirkliche Vorstellungskraft aufgelöst hatte. Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß Karl d. Gr. zum Schmuck seiner Bauten aus Rom

¹⁵) Friedländer, *a. a. O.* (s. Anm. 11) 114.

¹⁶) F. Heer, *Mitt. d. Inst. f. Österr. Gesch.* 57, 1949, 38.

¹⁷) W. Ensslin, *Theoderich der Große* (1947) 255 ff.

¹⁸) *ebda.* 256. — Cassiodor, *Variae* I, 25,3 und II 39,1.

¹⁹) H. Grundmann in: *Geschichtsdenken und Geschichtsbild im Mittelalter* (Hrsg. H. Lamers: *Wege der Forschung* 21, 1961) 423 ff.

²⁰) Carm. 59, 11 ff.: comprehendere plectra Maronis . . . carminibusque sacris naves implere Fresonum.

²¹) Heer, *a. a. O.* (s. Anm. 16) 47, 65.

und Ravenna einzelne Marmorsäulen, Mosaiken oder auch das Reiterstandbild Theoderichs d. Gr. nach Aachen bringen und den Palast in Ingelheim mit den Bildern berühmter Könige aus der biblischen und antiken Überlieferung schmücken ließ oder darin, daß sich der Aachener Freundeskreis des Kaisers mit dem Glanz der Vergangenheit umgab, indem er das Ansehen seiner Mitglieder durch die Verleihung berühmter Namen aus dem Altertum hob. Die Roma aeterna aber war die Roma Christo dedita (Prudentius) geworden, deren Reichtum nicht mehr in den Denkmälern des Altertums bestand, sondern in den Reliquien der Heiligen, die auf ihren Friedhöfen ruhten. In diesem Sinn preist ein Lobgesang aus dem 10. Jahrhundert die Stadt:

O Roma nobilis, orbis et domina,
cunctarum urbium excellentissima,
roseo martyrum sanguine rubea . . . ²²⁾.

Eine Zeit war wiedergekehrt, die – wie das frühe griechische Altertum – die Vergangenheit zuerst nicht nach politischen, kulturellen oder historischen, sondern nach religiösen Maßstäben maß. Die Zeitalter vor Christus waren vergangen und das gegenwärtige – entsprechend den sechs Tagen der Schöpfung gern als VI. aetas bezeichnet – sollte die Vollendung und das Ende der Zeit bringen²³⁾. Eingeleitet war es durch die Taten der Heiligen und man bemühte sich, den Segen ihres Wirkens und Sterbens in das eigene Leben einzubeziehen, indem man Reliquien und heilige Stätten verehrte und sich in den Schutz der von ihnen ausstrahlenden Kräfte stellte. Da viele Kirchen bestrebt waren, möglichst zahlreiche und wundertätige Reliquien in ihren Besitz zu bringen, wurden besonders die römischen Friedhöfe bald geplündert und der Papst sah sich gezwungen, Verbote gegen Reliquienraub zu erlassen. Unter welch abenteuerlichen Bedingungen solche Reliquien in die fernen Kirchen nördlich der Alpen gelangen konnten, zeigt deutlich die Übertragung der Gebeine des Petrus und Marcellinus nach Michelstadt bzw. Seligenstadt, die Einhart anschaulich und gläubig überliefert hat²⁴⁾. Aber nicht nur in Rom, sondern auch an anderen Orten des ehemaligen Imperiums wurden die Friedhöfe, auf denen man Gräber von Märtyrern vermutete, nach Reliquien durchsucht. So wurde z. B. das große Gräberfeld um St. Ursula in Köln für das der elftausend Jungfrauen gehalten und seit 1106 nach Reliquien „ausgebeutet“²⁵⁾. Ähnlich erging es 1280 einem fränkischen Gräberfeld bei Boppard, in dem man einen Sax des 7. Jahrhunderts fand und als das Schwert bezeichnete, mit dem die Märtyrer hingerichtet worden seien²⁶⁾. Allmählich wurde es Brauch, die großen Reliquienschatze der Kirchen an bestimmten Festtagen auszustellen und sie zum Ziel von „Heiltumsfahrten“ zu machen.

22) W. Rehm, *Europäische Romdichtung* (1960) 34.

23) Grundmann, *a. a. O.* (s. Anm. 19) 422.

24) *Translatio et miracula SS Marcellini et Petri auctore Einhardo (Mon. Germ. hist. Scriptorum XV, I).*

25) W. Levison, *Bonn. Jahrb.* 132, 1927, 1 f. u. bes. 107 f.

26) F. Rademacher, *Bonn. Jahrb.* 148, 1948, 299 ff.

Die Form vnd gestalt des heyltumbstuels.



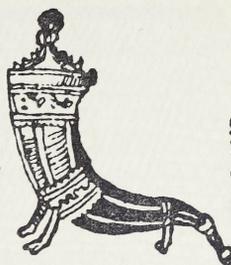
Abb. 1 Der Heiltumbstuhl beim Stephansdom in Wien. Holzschnitt aus dem „Wiener Heiligthumbuch“ von 1502.



In einer Sil-
bzein mösträtz
alfein ban. das
beiltumb sand
msuritzn auch
vonn der wid
Sanno Col-
mans.



In einem ge-
zierten straf-
senay darauf
Sand Blasf
pido mit seinē
heyltumb vñ
S. agnesen



In einem
grossn horn
dz heyltub
Sand ew-
flachz.



In einē halbn
strawsskay das
hawbt Sando
leodogart einē
bischofs vñ
marterr.



In einē gezier-
tn strawsskay
das heyltumb
Sando larentzñ
Sando Blasf
sartd lamprecht
vñ Sād luccin.



Aber in einem
geziertñ straf-
senay das heyl-
tumb Sād Ita-
lian des mar-
terer vñ von dz
rogk Sando an-
thont.



In altem wol-
gestertñ straf-
senay darauf ein
pelican darin
ein all S. Erasm



In einer Sil-
bzein vergul-
tn monstrantz
dz heyltumb sād
larentzn. sand
cristne vñ der
aindleftawent
Junkfrawen.



In einer Sil-
bzein vergul-
ten monstrantz
mit
einer Cristallen
das heyltumb
Sando larentzn
vñ vñndem nith
Sando Riclas.



In einem Cris-
tallein kopflein
sand mauriezū
beyltumb.



Dem Spies
sand Georgñ.



Ein Silbzein
Wilo S. Ge-
orgen auf eine
silbzein vergul-
ten suam mit sei-
nem beyltumb



Abb. 3
Marmortorso der Venus
victrix aus Trier.

Ein anschauliches Beispiel hierfür ist der einst beim Wiener Stephansdom stehende spätgotische Heiltumstuhl, aus dessen Obergeschoßfenstern seit 1486 jeweils am Sonntag nach Ostern dem Volk der Reliquienschatz der Domkirche in mehreren Prozessionen gezeigt wurde: 1. Umgang: Partikel vom Hl. Kreuz. – 2. Umgang: Auf das Leiden Christi bezügliche Reliquien. – 3. Umgang: Reliquien im Zusammenhang mit der Muttergottes. – 4. Umgang: Apostelreliquien. – 5. u. 6. Umgang: Märtyrerreliquien. – 7. Umgang: Reliquien von Bekennerheiligen. – 8. Umgang: Reliquien von heiligen Frauen und Jungfrauen²⁷⁾ (Abb. 1. 2). Von den sehr zahlreichen privaten Reliquiensammlungen seien nur die Kaiser Karls IV., Kardinal Albrechts von Brandenburg^{27a)} oder Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen genannt; letztere bestand 1520 aus annähernd 18 970 Reliquien^{27b)}.

Während die Reliquien im Mittelalter diejenigen Hinterlassenschaften des Altertums waren, auf die sich die Sammelleidenschaft konzentrierte, wurden zahlreiche noch erhaltene Denkmäler des Altertums entweder im christlichen Sinn umgedeutet oder als Götzenbilder verflucht. Das Familienbild auf der Igeler Säule z. B. galt jetzt als eine

²⁷⁾ R. Bachleitner, *Der Heiltumschatz der Allerheiligen Domkirche zu St. Stephan in Wien. Sonderausstellung anlässlich der Wiener Festwochen 1960, veranstaltet vom Erzbischöflichen Dom- und Diözesanmuseum* (1960).

^{27a)} Ph. M. Halm — R. Berliner, *Das Hallesche Heiltum* (1931).

^{27b)} Bachleitner, *a. a. O.* (s. Anm. 27) 8.

Darstellung der Hochzeit der heiligen Helena mit Constantius²⁸), das Marmorbild einer Venus victrix aber wurde auf dem Friedhof St. Matthias zu Trier als Götzenbild aufgestellt und von Wallfahrern mit Steinen beworfen (Abb. 3). Eine mittelalterliche Inschrift verkündet das lateinisch und deutsch²⁹):

Wollt ihr wissen was ich bin
 ich bin gewesen ein Abgottin
 da S. Eucharius zu Trier kam
 er mich zerbrach mein Ehr abnahm
 ich war geehret als ein Gott
 jetzt stehen ich hie der Welt zu Spot.
 Im Jahr 50 nach Christi Geburt sein die
 3 H. Bischoffe von Rom zu Trier komen. Euc. Va. Mat.

Das Sammeln von heilkräftigen Gegenständen aus der Vergangenheit erfuhr durch die Kreuzzüge einen ungeahnten Aufschwung. Durch sie kamen neben wunderkräftigen Edelsteinen und arabischen Gläsern, die an den Gral erinnerten, geschnitzte Elefantenzähne, die sogenannten Olifante, in unser Land. Antilopenhörner hielt man für Klauen der sagenhaften Greifen, Walzähne für Hörner des in der Legende mit der Jungfrau Maria verbundenen Einhorns, Haifischzähne für sogenannte Natternzungen usw. Sehr begehrt waren auch Rhinozeroshörner und Bezoare (Magensteine von Kamelen)³⁰). In dieser Welt, die den ganzen Kosmos von überirdischen Kräften durchwaltet wußte, verwandelten sich auch viele in mündlicher Überlieferung fortlebende Erinnerungen an historische Vorgänge in Legenden, Märchen und Sagen. In diesem Sinne erhielt manch merkwürdiges Fundstück eine mythische Deutung, wie z. B. ein beim Turmbau des Stephansdomes in Wien gefundener Mammutknochen, der – wie die „Gigantenknochen“ im Landhaus des Augustus – als Knochen eines Riesen galt³¹).

Seit der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert ist als eine Auswirkung der Renaissance in Italien auch nördlich der Alpen zu beobachten, daß neben den Reliquien seltsame Gegenstände gesammelt werden, auch hier ein Zeichen für den Beginn wissenschaftlicher Weltbetrachtung und -erklärung. So umfaßte die große Sammlung, die der Herzog Johannes von Berry (1340–1416), „vielleicht der früheste moderne Kunstfreund im Norden“ (v. Schlosser)³²), mit unbezähmbarer Sammelleidenschaft auf erlaubten und unerlaubten Wegen zusammenbrachte, neben Reliquien wie dem Hemd unserer Lieben Frau, einem Milchzahn der heiligen Jungfrau und dem Verlobungsring Josephs, neben

²⁸) H. Dragendorff u. E. Krüger, *Das Grabmal von Igel* (1924) 7.

²⁹) *Frühchristliche Zeugnisse im Einzugsgebiet von Rhein und Mosel* (Hrsg. Th. Kempf u. W. Reusch, 1965) 17 Nr. 1.

³⁰) J. v. Schlosser, *Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance* (1908) 12 ff.

³¹) *ebda.* 15, Abb. 5. Einen ähnlichen schon im Mittelalter als „Riesenrippe“ gedeuteten Knochen besitzt z. B. auch die Stadt Nördlingen. Vgl. Lit. in Anm. 6.

³²) *ebda.* 23 ff.

Straußeneiern und Bezoaren auch alte Bücher, Kelche, Kreuze, antike Münzen und Kameen sowie Mißgeburten, ausgestopfte Vögel usw. Diese Mischung zwischen wundergläubigem Sammeln von Reliquien und neugieriger Anhäufung von Raritäten ist dann für die fürstlichen Kunst- und Raritätenkabinette bis in das 17. Jahrhundert kennzeichnend geblieben. Von diesen war die große Kunstkammer, die Erzherzog Ferdinand von Tirol (1520–1595) neben der „Rüstkammer“, der Bibliothek und der Gemäldegalerie auf Schloß Ambras zusammenbrachte, durch Vielseitigkeit und Qualität besonders ausgezeichnet. An die alten Reliquiensammlungen erinnerten hier nur noch wenige Stücke, wie etwa ein Teil vom Strick des Judas, ein Stück Holz, das beim Fluch eines Bauern zu Stein geworden war oder ein Zedernzapfen vom Tempel Salomos. Die übrigen Gegenstände der Sammlung waren nach Anweisung des Herzogs bereits systematisch nach ihrem Material in einzelne Gruppen getrennt und dementsprechend in 18 einzelnen Schränken untergebracht³³). Von den übrigen fürstlichen „Kunstkammern“ sei nur noch die des Herzogs Albrecht V. (reg. 1515–1579) in München erwähnt, die nach den von dem holländischen Arzt und Humanisten Samuel Quicheberg in seinem „Theatrum sapientiae“ (1565) erarbeiteten methodischen Grundsätzen aufgebaut und geordnet war³⁴). Im Gegensatz zu der materialgebundenen Ordnung der Ambraser Sammlung beruhte das Ordnungsprinzip Quichebergs auf wissenschaftlicher Systematik. Den Anfang der Sammlung bilden Werke der religiösen Kunst, an die sich folgende Abteilungen anschließen:

1. Historische Gegenstände, die mit der Familie des Herzogs in Zusammenhang stehen.
2. Plastische Kunstwerke, Münzen, Ausgrabungsfunde aus dem Lande des Herzogs, exotische Gegenstände, Uhren.
3. Naturalienkabinett.
4. Artes mechanicae (Wissenschaftliche Instrumente, Spiele, Waffen und Kleidungsstücke, besonders solche aus der Familie des Herzogs).
5. Gemälde, Bilder, Handzeichnungen, Stammbäume.

³³) *ebda.* 35 ff. Nach der Aufstellung von 1596 hatten die einzelnen „Kästen“ Gegenstände folgenden Inhalts: 1. Kristallgefäße. — 2. Gold- und Silberschmiedearbeiten. — 3. „Handsteine“ (Tirolerisches Silberglaserz). — 4. Musikinstrumente. — 5. Kunstuhren und mathem., optische und astronomische Instrumente. — 6. Gegenstände aus Stein. — 7. Kunstschlösser u. ä. — 8. Miniaturhandschriften. — 9. Federmosaiken aus Kolibridfedern u. dgl. — In einem Querschrank Elfenbeinarbeiten, in einem zweiten der Strick des Judas usw. (s. o.). — 10. Alabastergefäße. — 11. Glas. — 12. Korallen. — 13.

Bronzebildwerke. — 14. Keramik. — 15. Münzsammlung. — 16. Merkwürdige Waffen, darunter auch solche aus der Türkei und Westindien. — 17. Ethnographische Raritäten. — 18. Bildwerke aus Holz. — Die Sammlung umfaßte außerdem eine große Porträtgalerie und Einzelgegenstände, wie Geweihe, Krokodile, ausgestopfte Tiere, Mißgeburten usw.

³⁴) *ebda.* 73 ff. — V. Scherer, *Deutsche Museen* (1913) 10 ff. — *Schatzkammer der Residenz München, Katalog 3* (Hrsg. H. Thoma, 1970) 20 ff.

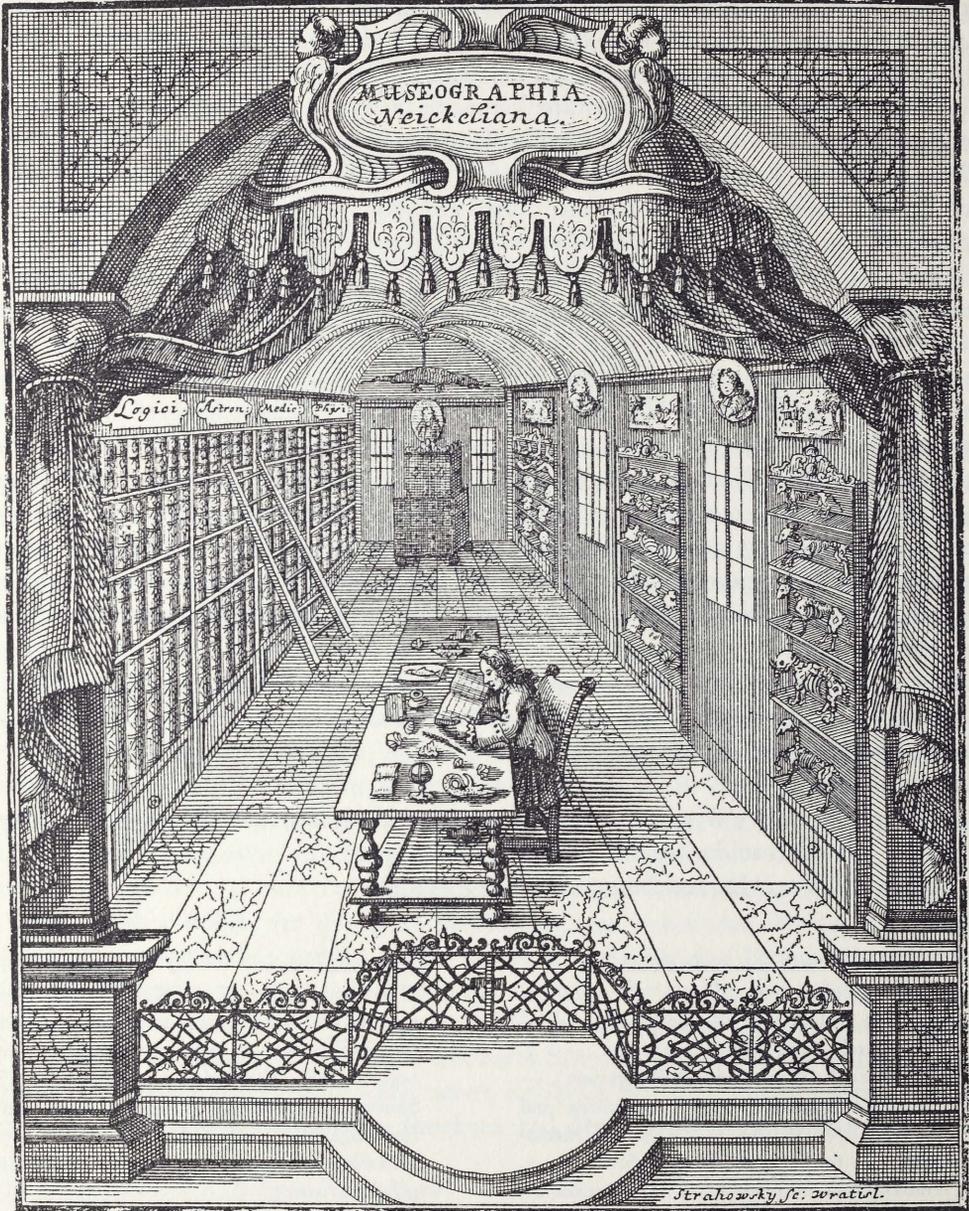


Abb. 4 Titelkupfer aus der „Museographia...“ von C. F. Neickel (1727).

Mit dieser Einteilung war eine wissenschaftliche Grundordnung festgelegt, die die weitere Entwicklung des Sammelwesens bis zum heutigen Tage bestimmt hat.

Vom 17. Jahrhundert an wurden die fürstlichen Kunstkammern, die der wissenschaftlichen Neugier ebenso dienen sollten, wie dem fürstlichen Repräsentationsbedürfnis, von vielen wohlhabenden Bürgern nachgeahmt. Die 1727 in Leipzig und Breslau erschienene „*Museographia oder Anleitung zu rechtem Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum oder Raritäten-Kammern . . . in beliebter Kürtze zusammen getragen und curiösen Gemüthern dargestellt von C. F. Neickelio*“ (Abb. 4) lehrt, daß nicht nur Fürsten, sondern „überhaupt alle Philosophischen Gemüther oder welche zu solcher Sammlung Lust haben“ Raritätenkammern einrichten können und sollen. Hauptzweck sei „die erbauliche und nützliche Betrachtung der Naturwunder“ zur Ehre Gottes und zur eigenen Belehrung. Das Urbild eines Museums war die Arche Noah und über seiner Tür habe zu stehen: „Hier findet man Bild und Überschrift“, d. h. Erklärungen der ausgestellten Raritäten. Ein General-Catalogus wird gefordert und ein Entwurf für die Einrichtung des Museums, der zugehörigen Bibliothek und des Arbeitsraumes mit Globen usw. gegeben. Sodann enthält das Buch für die reisenden Liebhaber eine Aufzählung der an einzelnen Orten bekannten Kabinette, darunter z. B. auch Mexiko und Nanking. Wie sehr die „Raritäten“ noch im Vordergrund stehen, mag aus der Tatsache hervorgehen, daß für die Münchener Kunstkammer als besonders erwähnenswert gelten: „ein Kalbs-Kopff mit zwei Mäulern und drei Augen; ein Schafs-Kopff mit zwei Mäulern und vier Augen; zwei Reh-Köpffe an einem Halse“ usw. Den Schluß bilden 25 „vorgeschriebene Reguln“ zum Museumsbesuch, von denen die köstlichsten erwähnt seien³⁵⁾:

1. „Daß ein ieder in Museis mit rein gewaschenen Händen erscheine, damit, wenn er was subtiles und reines (berührt), so keinen Schmutz vertragen kan, nicht durch Angreiffung mit schmutzigen Händen besudle.
2. Zum andern und vornemlich, da es fremde und ausländische sind, will ich erinnert haben, daß sie mit einem honetten und zierlichen Kleide angethan sind, denn das alte Sprichwort: *Vestis ornat virum*; ist bis dato noch durchgehends so beliebt, daß ein ieder desto lieber mit einem wohl-bekleideten Menschen umgethet.
3. Am allermeisten aber muß die innerliche Gemüths-Zierde, als welche eine äußerliche manierliche Conduite und tugendhafte Aufführung mit sich bringt, das meiste contribuiren, den Besitzer . . . zu animieren, alle . . . Raritäten des Musei desto fleißiger und deutlicher zu demonstriren.
14. So muß man auch in der Verwunderung über ein und andre Sache sich Vernunftmäßig zu moderiren wissen; und daher sich ohne gewisse Raison solche so leicht nicht mercken lassen. Denn mancher Unwissender macht sich oftmals durch seine zur Un-

³⁵⁾ C. F. Neickel, *Museographia oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum . . .* (1727) 454 ff.

zeit angebrachte Admiration über ein Ding, daran eben nichts sonderlich rares ist, gar ridicul.

23. Bey der Besehung eines einigen Musei lasse es keiner bewenden, sondern man besuche mehrere, weil eines immer noch etwas vor andern hat.
25. Endlich und zuletzt soll man nicht gantz unwissend und unerfahren ein Museum besuchen, weil derjenige davon eben so viel Nutzen hat, als wenn ein Esel da hinein gezogen würde; darum thut man wohl, wenn man vorher schon einige dergleichen Bücher durchgeblättert . . . Ist ein Catalogus etwa davon vorhanden, soll er das Geld dafür nicht sparen, damit er durch dessen oftmalige Überlesung schon einen Begriff von dem Inhalt desselben Raritäten sich daraus bekandt machen kan. Wer diese Reguln in Observanz nimmt, wird erfahren, was man von Besehung der Museorum für Nutzen erlangt . . .“

Wie zahlreich solche Raritätenkammern waren, geht aus der Tatsache hervor, daß etwa in den lüneburgischen Landen an die 40 Kunst- und Naturalienkammern nachzuweisen sind und daß 1744 eine Museographie für das Braunschweig-lüneburgische Fürstentum erscheinen konnte: D. E. Barings „Curieuse Nachricht von den Museis, Schatz-, Kunst- und Raritätenkammern, so curiose Herren in Braunschweigischen Landen gesammelt haben“. Im poetischen Lobpreis der Sammlung des lüneburgischen Bürgermeisters Tobias Reimers kommt der aus Religiosität und Wissensdurst gemischte Sinn der Raritätenkabinette deutlich zum Ausdruck:

Hier redet Erd und Meer mit unbelebten Zungen,
 Egypten, Indien, ja fast die ganze Welt
 hat ihren Wunderkrahm zu schauen ausgestellt:
 Hier ist die Allmachts-Prob in diesen Saal gedrungen.
 Wer den Erschaffungspunkt nicht gnug begreifen kan,
 der kom und schau hierr Herrn Reimers Kammer an!^{35a)}

Die weitere Entwicklung dieser „Vernunftkammern“ hätte zweifellos zu wissenschaftlichen Sammlungen historischer, technischer, naturkundlicher und künstlerischer Art geführt, wenn nicht das klassische Altertum und seine Denkmäler eine ständig wachsende Bedeutung gewonnen hätten. Für die Kontinuität des Sammelns ist es allerdings bezeichnend, daß noch in den römischen Antiken-Sammlungen des 17. Jahrhunderts — etwa dem Museum Kircherianum in Rom (1678) — neben den neuentdeckten Denkmälern des Altertums die ausgestopften Tiere der Raritätenkabinette ebenso ihren

^{35a)} G. Körner, *Neues Archiv für Niedersachsen* 15, 29 ff. In diesem Aufsatz sind die Raritätenkabinette von T. Reimers in Lüneburg, J. G. Keysler in Gartow und Dr. J. Taube in

Celle anschaulich geschildert. Vgl. auch G. Körner, *Das Raritätenkabinett für das Fürstentum Lüneburg* (1965).



Kircheriana Domus naturæ artifq; theatrum.
 Par cui vix alibi cernere posse datur.

AMSTELODAMI.

Ex officina Janſonio-Waſbergiana Anno MDC LXXVIII.

Abb. 5 Das Museum Kircherianum 1678.



Abb. 6 Aus: „Musaeum Kircherianum“ (Rom 1709).

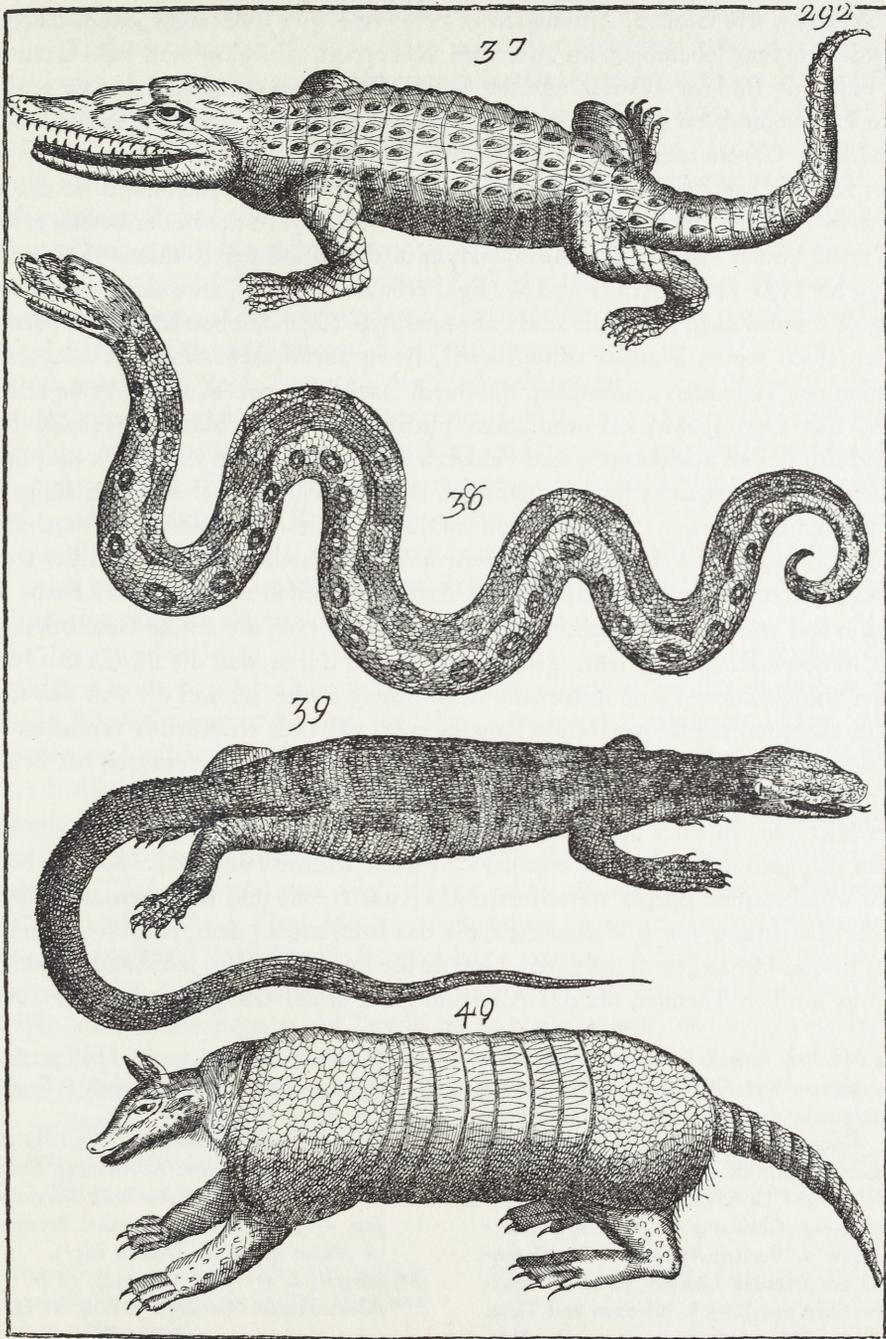


Abb. 7 Aus: „Musaeum Kircherianum“ (Rom 1709).

Platz behielten, wie Globen, Automaten usw.³⁶⁾ (Abb. 5—7). Als man jedoch das eigene Lebensideal immer lebendiger im Altertum verkörpert sah, ging man bald dazu über, große Säle mit Bildern aus der antiken Überlieferung auszumalen oder sie auch mit antiken Denkmälern zu schmücken, so daß man in ihnen — ähnlich wie in den statuen-geschmückten Gärten der Zeit — gleichsam im Altertum leben und spazieren gehen konnte. Ein schönes Beispiel dieser frühesten Antikensäle in Deutschland ist das 1570 von dem in Italien gereisten Herzog Albrecht VI. von Bayern neben der bereits erwähnten „Kunstkammer“ gegründete Antiquarium in der Münchner Residenz³⁷⁾. Die Decke des 1569 bis 1571 von J. Strada und W. Egkl erbauten Saales, „an welcher der zu wissen begürige Verstand nicht allein die schön abgemahlten Tugenden betrachten, sondern auch nach denselben seinen Wandel richten kan“, ist in antikischem Sinn mit allegorischen Gemälden der Tugenden geschmückt, die durch lateinische und deutsche Verse erläutert werden. Die Gewölbezwickel schmücken musizierende und blumenstreuende Engel, während sich in den Stichkappen und Fensterleibungen Bilder von Märkten und Burgen des damaligen Herzogtums Bayern befinden. An den Wänden stehen neben einigen anderen antiken Bildwerken die Büsten von römischen Herrschern und ihren Angehörigen, sowie die von antiken Feldherren, Dichtern und Schriftstellern. Diese Porträts wurden sehr frei ergänzt und um des einheitlichen Aussehens willen mit schwarzer Farbe übermalt. Wie frei von wissenschaftlichen Bedenken der Herzog die antike Gesellschaft auswählte, in deren Kreis er zu leben gedachte, zeigt sich daran, daß die Büsten mit Namen versehen wurden, denen jede historische Begründung fehlte, ja, daß die von den Kunsthändlern zuweilen richtig gegebenen Benennungen gänzlich willkürlich verändert wurden. Später ergab sich allerdings, daß der Herzog von seinen Lieferanten oft betrogen wurde: Die meisten Köpfe sind antikisierende Arbeiten des 16. Jahrhunderts.

Die Beschäftigung mit der bildenden Kunst des Altertums hatte unmittelbar zur Folge, daß man sich auch der Kunst der eigenen Zeit mehr widmete als bisher. Sowohl Fürsten als auch wohlhabende Bürger wetteiferten aus Kunstfreude und Repräsentationsbedürfnis in der Errichtung von Bildergalerien, die das Interesse an den „Raritätenkammern“ vielfach in den Hintergrund drängten. Gerade die im 16. und 17. Jahrhundert beliebten Bilder mit antiken Themen, die das Altertum ganz in der Umgebung und im Gewand

³⁶⁾ Nach dem 1709 in Rom erschienenen *Musaeum Kircherianum* war die Sammlung in 12 classes eingeteilt, deren Struktur den Fortschritt der wissenschaftlichen Klassifizierung seit Quicheberg deutlich macht: 1. Kultgerät. — 2. Votive und Opfergaben. — 3. Grabaltertümer. — 4. Grablampen. — 5. Kleinaltertümer. — 6. Versteinerungen. — 7. Gegenstände aus fremden Ländern (China, Amerika, Brasilien usw.). — 8. Pflanzen und Tiere. 9. Mathem. Instrumente. — 10. Gemälde,

Plastiken, Münzen. — 11. *Micrographia curiosa* (mikroskopisch untersuchte Gegenstände). — 12. Schnecken.

Das Museum des Lodovico Moscardo zu Verona war z. B. in drei Abteilungen eingeteilt: 1. Antiken. — 2. Steine und Versteinerungen. — 3. Korallen, Lebewesen, Früchte u. a. — *Museo Moscardo* (Padua 1656).

³⁷⁾ Scherer, *a. a. O.* (s. Anm. 34), 12 ff. — *Residenz-museum München* (Bearb. v. H. Thoma u. K. Brunner, 1966) 26 ff.

der eigenen Zeit darstellen, zeigen jedoch ebenso, wie Herzog Albrechts Antiquarium, daß die Wiederentdeckung des Altertums zwar den geistigen Lebensbereich und die Phantasie erweiterte, daß man sich aber der tiefen Unterschiede zwischen der Antike und der eigenen Zeit noch in keiner Weise bewußt war. So belagert etwa auf Altdorfers Bildern Caesar Alesia mit Kanonen, und die Schlacht zwischen Alexander und Darius findet in Phantasiekostümen und Rüstungen des 16. Jahrhunderts statt. Auch die gelehrten Humanisten haben sich nicht gescheut, in ihren Büchern Trachten der eigenen Zeit für Darstellungen aus dem Altertum zu verwenden. So dienten die Altertumssammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts in erster Linie der phantasievollen Freude an der Eroberung neuer historischer Perspektiven, die natürlich auch für die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens von großer Bedeutung war.

Die großen sozialen Veränderungen des 18. Jahrhunderts und das neue Bildungsideal der Aufklärung gaben auch den Museen einen neuen Sinn: 1753 wurde das durch den schottischen Arzt Sloane in einem Privathaus zu London gegründete Britische Museum vom Parlament als Staatsmuseum übernommen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, später folgten die Vatikanischen Sammlungen (seit 1772)^{37a)} und 1791 der Louvre in Paris. Damit waren einige Sammlungen von Weltrang aus Schöpfungen fürstlicher oder bürgerlicher Liebhaberei und Prachtentfaltung zu Stätten des allgemeinen Kunstgenusses und der allgemeinen Bildung geworden.

Denkmäler des klassischen Altertums begannen jetzt in allen großen Museen Europas eine wichtige Rolle zu spielen und sollten bald tiefen Einfluß auf die allgemeine Bildung ausüben: Winkelmann und seine jüngeren Zeitgenossen sahen das Ideal der Zeit, den freien und edlen Menschen, in den antiken Bildwerken leibhaftig verkörpert. Es entsprach dem an das Heilige grenzenden Wert, den man den klassischen Bildwerken jetzt beimaß, wenn man die für sie bestimmten Museen in Form von griechischen Tempeln erbaute, in deren gleichfalls antiken Vorbildern nachgebildeten Räumen sich der Besucher in Ehrfurcht vor den Werken der Alten zu menschlicher Vollkommenheit heranbilden sollte. Auch diese Museen, von denen die 1830 eröffnete Glyptothek in München³⁸⁾ vielleicht das schönste Beispiel ist, waren der Allgemeinheit geöffnet, ihrer Zielsetzung nach in Wirklichkeit aber doch nur einem sehr ausgewählten Kreis zugänglich. Wie schwach das Echo in der Bevölkerung zunächst war, der die neue Glyptothek dienen sollte, geht aus dem Briefwechsel zwischen König Ludwig und Johann Martin Wagner hervor, dessen Kennerschaft und unermüdlicher Tätigkeit sie ihre besten Antiken verdankte. Begeistert hatte ihm der König am 27. 10. 1830 von der Eröffnung berichtet: „... Die Glyptothek ist nun dem Volke geöffnet, herrlich ihres Innern Wirkung!“ Wagner antwortete wohl etwas resigniert: „Merkwürdig mag es sein, den Ein-

^{37a)} Hierzu vgl. F. v. Duhn, *Über die Anfänge der Antikensammlungen in Italien. Nord und Süd* 15, 1880, 293 ff.

³⁸⁾ Scherer, *a. a. O.* (s. Anm. 34) 136 ff.

druck zu bemerken, den sie (die Statuen) auf das Publikum machen, das doch größtenteils nichts dergleichen noch gesehen hat. Aber leider, den meisten wird der Bierkrug noch immer lieber sein. Doch mit der Zeit und tätiger Handhabung kann sich vieles verbessern³⁹⁾.“ Neben das klassische Antikenmuseum trat bald ein anderes, in dem sich nicht weniger klar die Bildungsideale der Zeit spiegeln: das vaterländische Museum^{39a)}. Durch die neue Bedeutung, die das Volk durch die Französische Revolution und die Befreiungskriege für das Selbstbewußtsein des einzelnen gewonnen hatte, begann das heimische Altertum in idealem Glanz zu erstrahlen und man versuchte, auch dieses Idealbild für Bildung, Erziehung und Wissenschaft nutzbar zu machen. Aus der Sehnsucht nach der Wiedererweckung der vaterländischen Vergangenheit entstanden gegen die Jahrhundertmitte allorts private historische Vereine, die in einer hohen Achtung gebietenden Arbeitsleistung Sammlungen und Ausgrabungen veranstalteten, um ihre neu gegründeten Vereinsmuseen mit ihren Schätzen zu füllen. Ähnlich, wie in den Antikenmuseen der Zeit, versuchte man auch in den vaterländischen Sammlungen das empfindsame Gemüt zu erheben, indem man sich mit einer idealisierten Vergangenheit identifizierte, wie es etwa Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ bei der Betrachtung der aus heimischen Altertümern bestehenden Sammlung des Architekten und der von ihm „als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks“ wiederhergestellten Kapelle schildert (2. Teil, 2. Kapitel): „Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfängen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten Kupfern seine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch, jenem Sinne gemäß, an Farbe und sonstiger Auszierung gleichsam der Vergangenheit entgegenwuchs; so mußte man sich beinahe selbst fragen: ob man denn wirklich in der neueren Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sei, daß man nunmehr in ganz anderen Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Überzeugungen verweile.“ Deutlich zeigt sich diese Lust, sich in die hohen Gefilde einer idealisierten Vergangenheit zu erheben, wohl auch darin, daß 1838 der Stifter des Alten Museums in Berlin, König Friedrich Wilhelm III., in dessen Rotunde seine Bronzestatue als römischer Imperator aufstellen ließ⁴⁰⁾.

Es war die Hoffnung der Zeit, daß diese Museen auch die gleichzeitige Kunst neu beleben würden. Als Goethe in den Jahren nach den Befreiungskriegen mit der Frage befaßt war, was mit den von Napoleon nach Paris gebrachten und nach Deutschland zurückgeführten Kunstschätzen geschehen solle, äußerte er sich zu S. Boisserée: „Hauptgrundsatz solle darin sein, daß die Kunstwerke und Altertümer viel verbreitet würden, jede Stadt die ihrigen behalte und wiederbekomme, aber daß dabei geltend zu machen sei, daß ein Mittelpunkt gegeben werde, wovon aus über das Ganze gewacht würde.“ Im gleichen Sinn

³⁹⁾ *ebda.* 147.

^{39a)} Als Beispiel vgl. die Gründung (1820) des „Kgl. Museums Vaterländischer Alterthümer“ in Bonn (*Rheinisches Landesmuseum Bonn* —

150 Jahre Sammlungen. Kunst und Altertum am Rhein 38 [1971]).

⁴⁰⁾ Scherer, *a. a. O.* (s. Anm. 34) 157 ff.

bemühte er sich auch, die bereits bestehenden privaten Sammlungen zu unterstützen und für die Bildung des Volkes nutzbar zu machen in der Hoffnung, „ein freitätiges, uneingeschränktes Kunstleben aus einer niemals ganz ausgestorbenen Vorzeit sich fröhlich entwickeln zu sehen“^{40a}).

Als dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die idealistische Verehrung des Altertums immer mehr von der wissenschaftlichen Beschäftigung mit demselben verdrängt wurde, spiegelte sich dieser Vorgang schnell in der Entwicklung der Museen. Die aus klassischen oder vaterländischen Bildungsidealen heraus entstandenen Altertums-sammlungen wurden jetzt nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgebaut und nicht selten mit natur-, volks- und völkerkundlichen Sammlungen vereinigt. Der Vermehrung des Museumsgutes entsprach es, daß die im späteren 19. Jahrhundert gebauten Museen erheblich größer sind als ihre klassizistischen Vorläufer. Gern gab man ihnen jetzt – dem kostbaren Inhalt und dem Stolz des Staates oder der Städte entsprechend – nicht mehr die Form des Tempels, sondern die des Palastes, dessen Fassaden oft mit Mosaiken und Reliefs geschmückt wurden, die naturgetreu historische Szenen oder allegorisch den Fortschritt der Künste und Wissenschaften verkündeten^{40b}). Innerhalb dieser Museen breiteten sich gewaltige Treppenhäuser und repräsentative Räume aus und in den Sammlungssälen endlose Schränke und Pulte, in denen sich dem Besucher – nach wissenschaftlichen Prinzipien geordnet – die Museumsstücke in großer Menge darbieten (Taf. 1, 1). Die Sehnsucht des Klassizismus, sich in die Vergangenheit einzufühlen, vereinigte sich oft mit dem Bewußtsein, das Ambiente einer vergangenen Epoche wissenschaftlich exakt rekonstruieren zu können. So entstanden in manchen Museen altdeutsche Räume, romanische Kirchen⁴¹) usw., in denen man gern die aus diesen Epochen erhaltenen Gegenstände ausstellte. Die klassizistische Sehnsucht nach der Selbstveredelung des Menschen wich dem Ideal einer allseitigen Bildung, und dieser Bildung und ihrem Schein war man bereit, schwere Opfer zu bringen. So schreibt Jakob Burckhardt beim Anblick deutscher Museumsbesucher in Rom am 13. 4. 1875 an R. Grüninger: „Die meisten davon gehören zu jenen modernen Bußpilgern, die nicht mehr mit Steinen in den Schuhen und Geißelstriemen auf dem Rücken den römischen Abtaßkirchen nachziehen, sondern ihre Buße durch mörderliche Langeweile vor Kunstwerken, an denen sie nichts haben, abmachen müssen.“ Die „in Deutschland gerade jetzt modisch gewordene Gebildetheit“, die „historische Krankheit“ und ihre Verbindung mit bürgerlicher Repräsentation ist von ihren Anfängen an immer wieder gegeißelt worden, hart von Friedrich Nietzsche^{41a}) und anderen Philosophen, heiter von vielen Witzblättern (Abb. 8). Im Rahmen der allgemeinen Bildungsdiskussionen spielte auch die

^{40a}) Th. Volbehr, *Die Zukunft der deutschen Museen* (1909) 26 ff.

^{40b}) V. Plagemann, *Das deutsche Kunstmuseum 1790—1870* (1967).

⁴¹) G. Calov, *Die Museumskirche*, in: *Festschr.*

E. Trautscholdt zum 70. Geburtstag am 13. 1. 1963 (1965) 20 ff.

^{41a}) F. Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* (1874).



Im Museum

(Zeichnung von A. Paulini)

„Mama, ich schäme mich so.“
 — „Na, sei doch nicht so
 albern, erstens bist du ja
 verlobt, und dann ist doch
 bloß alles Gips!“

Abb. 8 Aus dem „Simplizissimus“ 14, 1909, 329.

Förderung der Nationalbildung zeitweise eine große Rolle. Zu ihrer Vertiefung wurde mehrfach die Gründung eines Deutschen Nationalmuseums gefordert. Solche in vieler Hinsicht utopischen Pläne wurden jedoch m. W. von keiner Regierung ernsthaft in Erwägung gezogen^{41b}).

Trotz der keineswegs verwunderlichen Nebenerscheinungen läßt sich aber die außerordentliche Bedeutung, die das spätere 19. Jahrhundert für die Entwicklung der Museen und diese wiederum für die der Wissenschaft gehabt haben, kaum überschätzen. Im Grunde beruhte Nietzsches Kritik auf dem Maßstab eines bereits vergangenen Bildungs-ideales, wenn er eine „monumentalische“ Wirkung der Geschichte forderte in einer Zeit, in der die von ihm so verachteten gelehrten Maulwürfe und Karrenschieber bereits begonnen hatten, mit Hilfe zahlloser Einzeluntersuchungen ein Bild der Vergangenheit zu gewinnen, in dem diese dem Betrachter nicht mehr in vorbildhafter Größe gegenübertrat, sondern in ihrer Zusammensetzung aus Großem und Kleinem, ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, Widersprüchlichkeit und oft auch Unbegreifbarkeit. Die Museen waren an diesem Vorgang unmittelbar beteiligt: Die Entwicklung der Klassischen Archäologie zu

^{41b}) Volbehr, a. a. O. (s. Anm. 40a) 80.

einer „unmonumentalischen“ Wissenschaft hat sich zum guten Teil in ihnen vollzogen, die prähistorische Archäologie ist ganz in den Museen entstanden und hat ihre wichtige erste Entwicklungsphase in ihnen erlebt, ehe sie seit dem Beginn unseres Jahrhunderts an den Universitäten Eingang fand. Trotz ihrer großen Verdienste um die Forschung waren die überfüllten Wissenschaftsmuseen dem Besucher jedoch kaum verständlich, und dadurch haben sie in der Öffentlichkeit den Beigeschmack des Verstaubten, Rumpelkammerhaften, Überfüllten und Ungenießbaren bekommen, der ihnen ja in früheren Jahrhunderten in keiner Weise anhaftete.

Dieser Wandel wurde natürlich schon bald offenkundig. Die Leiter der Museen haben den Zwiespalt, in den diese durch ihre Doppelfunktion als wissenschaftliche Sammel- und Forschungsstätten auf der einen und als Schau- und Bildungsstätten auf der anderen Seite gerieten, frühzeitig erkannt und versucht, beiden Aufgabenbereichen Rechnung zu tragen. Es ist außerordentlich interessant, den Bericht über die erste Zusammenkunft ausländischer und deutscher Museumsleiter zu lesen, auf der sie mit Vertretern der Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen 1903 das Problem „Die Museen als Volksbildungsstätten“ besprachen⁴²⁾. Bereits einleitend stellte A. Lichtwark damals fest: „Die Museen, die dem ganzen Volke offen stehen, die allen zu Dienste sind und keinen Unterschied kennen, sind ein Ausdruck demokratischen Geistes“, und in seinem Schlußwort betonte der Badische Innenminister Dr. Schenkel ausdrücklich „die soziale Bedeutung“ der Museen. Alle Fragen, die uns heute noch bewegen, finden wir in jener Konferenz bereits ausgesprochen und erörtert: vom Kampf gegen Museumsbauten mit Prunkfassaden, Prachttreppen und falscher Raumeinteilung bis zur Einrichtung der Säle, den Farben der Wände, den Formen der Vitrinen und der Art der Beschriftung; von der Diskussion über die Möglichkeiten, das Publikum mit dem Museumsgut vertraut zu machen bis zu Einzelfragen von Museumsführungen, Vorträgen und der Zusammenarbeit mit der Schule; von Wechsel- und Wanderausstellung bis zu Museumsrestaurant, Sitzgelegenheiten, Erholungsmöglichkeiten und Museumsgarten. Einig war man sich darin, daß das Museum die Pflicht zu wissenschaftlicher Forschung ebenso habe, wie die, seine Güter der Öffentlichkeit zu erschließen: „... was die Kunst hervorbringt und was die Wissenschaft entdeckt, ist nicht allein bestimmt für den Künstler und für den Gelehrten; in jedem Menschen ... steckt eben auch ein kleiner Teil von einem Künstler, ... in jedem Menschen ... steckt auch ein Stückchen Gelehrter ... Und eben deshalb ist es eine Frage der Kultur, daß man jedem ... in unsere Gesellschaft frei eingeordneten Menschen es möglich macht, sich einigermaßen ... über diejenigen Ergebnisse und Grundbeziehungen der Kunst und Wissenschaft zu unterrichten, welche eine dauernde Bedeutung für unser Kulturleben haben. ... Es soll Fürsorge getroffen werden, daß die Keime, die in diesen

⁴²⁾ *Die Museen als Volksbildungsstätten. Ergebnisse der 12. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen. Schriften*

der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen Nr. 21 (1904).

Sammlungen liegen, zur Erhebung der Phantasie und zur Stärkung des Verstandes allen zugeführt werden, die überhaupt davon Gebrauch machen können⁴³).“

Diese Bestrebungen wurden in den pädagogisch bewegten Jahren nach dem ersten Weltkrieg tatkräftig fortgesetzt und fanden vor allem dadurch weiten Anklang, daß die Vertiefung des Heimatgedankens einen Ausweg aus der politischen und sozialen Not der Zeit zu weisen schien, was bald in der lebendigen Arbeit der Heimat- und Geschichtsvereine und der Neugründung zahlreicher Heimatmuseen seinen Ausdruck fand.

Das RGZM darf sich rühmen, bei diesen Bestrebungen tatkräftig mitgewirkt zu haben. Auf Anregung seines pädagogisch sehr interessierten Direktors *K. Schumacher* untersuchte der damals am hiesigen Realgymnasium tätige *Dr. H. Klenk* die Möglichkeiten einer engen Zusammenarbeit zwischen Museum und Schule⁴⁴). Er trat dafür ein, daß Lehrer aus allen Schulen in Kursen von 2—4 Wochen Dauer mit den Sammlungen vertraut gemacht würden, um diese dann in Führungen, Arbeitsunterricht und Lehrgesprächen für den Unterricht nutzbar zu machen. Im Sinne der Arbeitsgemeinschaftsbewegung schloß Klenk sich dem Grundsatz an: „Bildung bedeutet nicht mehr Stoffaneignung, sondern Entfaltung der Geisteskräfte im Ringen mit dem Stoff, und ist die Erkenntnis, daß alles Vertiefen in Bildungsgüter in neue Fragestellungen ausmündet.“ Klenk forderte bereits einen Unterrichtsraum mit einer Auswahl von Funden und einer Handbibliothek und gab auch dem Museum wichtige Hinweise zur schulgerechten Aufstellung der Sammlungen sowie zur Herausgabe allgemein verständlicher Publikationen. Zu diesem Zweck sind seiner Schrift „Museum und Schule“ bis in alle Einzelheiten ausgearbeitete „Stundenbilder“ beigegeben, in denen einzelne Abteilungen des Museums den verschiedenen Unterrichtsstufen erschlossen werden. Leider sind Klenks weitschauende Vorschläge, den altsprachlichen Unterricht ebenso wie den Deutsch- und Geschichtsunterricht durch Anschauung in den Museen zu beleben, nur in den Ausstellungen und Veröffentlichungen des RGZM, nicht aber in der Mitarbeit der Schulen verwirklicht worden; an Aktualität haben sie bis zum heutigen Tage nichts verloren.

Auf ganz andere Weise fanden die Bestrebungen, die Museumstore für das Publikum zu öffnen, in den zwanziger und dreißiger Jahren dadurch ihre Erfüllung, daß eine Reihe junger Museumsleute in engem Kontakt mit der modernen Kunst ihrer Tage die Altertümer und Kunstwerke nicht mehr „idealisch“ oder nur wissenschaftlich-historisch betrachtet wissen wollte, sondern zuvörderst als Werke von eigener ästhetischer Prägung, die unmittelbar auf den Betrachter wirken sollten. Auf diese Weise erhielt der künstlerische Erlebnisbereich der Zeit eine große Ausweitung, und das Altertum erschien wieder einmal unter einem ganz neuen Aspekt. Im Zuge dieser Bestrebungen wurden die Museen „entrümpelt“, und man bot den Besuchern nur verhältnismäßig wenige, qualitätvolle Stücke dar. Die Innenräume wurden ihres Palastcharakters entkleidet, die

⁴³) *ebda.* 215 (Schlußwort Dr. Schenkel).

⁴⁴) H. Klenk, *Museum und Schule. Beitr. z. Jah-*

resber. d. Hess. Realgymnasiums in Mainz 1927/28 (1928). J. Klenks Arbeit ist sehr an-

Form der Ausstellung, die Auswahl der Farben und die Anlage der Beleuchtung sorgfältig bedacht. Die starke Einwirkung der gleichzeitigen Kunstströmungen war augenfällig und bis in die neuartige Form der Museumsführer hinein zu verspüren. Die Neuaufstellung des von *F. Oelmann* geleiteten Rheinischen Landesmuseums in Bonn durch *W. Bader* und *E. Neuffer* (1935) war für unsere Altertums Museen von exemplarischer Bedeutung und hat auf alle Neuaufstellungen von Altertums Museen bis zum heutigen Tage nachgewirkt⁴⁵) (Taf. 1). Wenn auch unter dem Nationalsozialismus manches von Hause aus eng mit dem Heimatgedanken verbundene Museum bewußt oder unbewußt die Entwicklung zum ideologischen Museum mitgemacht hat, so wird man den deutschen Altertums Museen im Ganzen doch bescheinigen dürfen, daß sie bestrebt waren, ihre Würde zu wahren und ihre Arbeit als Institute der Wissenschaft und Bildung kontinuierlich fortzusetzen.

Dann kam der Krieg. Die meisten deutschen Museen wurden schwer beschädigt oder zerstört, nicht wenige erlitten harte Einbußen an ihren Beständen. Wenn wir heute an die selbst in der Erinnerung kaum mehr vorstellbaren Schwierigkeiten der ersten Wiederaufbauversuche nach dem Kriege zurückdenken, müssen wir mit großem Dank feststellen, daß auch bei den Museen seitdem bedeutende Leistungen vollbracht wurden und die meisten modern wieder aufgebaut werden konnten. Beispiele für die von offenbar wenig unterrichteten Diskutanten immer noch hart bekämpften publikumsfeindlichen ‚Spinnweben- und Rumpelkammermuseen‘ wird man in Deutschland kaum mehr finden. Dieser Wiederaufbau wäre ohne tatkräftige Unterstützung der öffentlichen Hand nicht möglich gewesen. Trotzdem ist es freilich schmerzlich, daß einige große und international berühmte Sammlungen über 25 Jahre nach dem Ende des Krieges noch nicht wieder zugänglich sind. Für das RGZM ist es eine große Freude, daß nach der Vorgeschichtlichen Abteilung nun auch die Frühmittelalterliche Abteilung in einer Neuaufstellung eröffnet werden kann (Taf. 2–3), nachdem sie lange Jahre hindurch nur in einer vorläufigen Aufstellung zugänglich war⁴⁶). Es sei gestattet, im folgenden etwas über die Gesichtspunkte zu berichten, die meine Kollegen *Dr. Ellmers* und *Dr. Weidemann* sowie *Prof. Roemer* als Architekten und mich bei der Neuaufstellung leiteten. Bei der Gestaltung der einzelnen Vitrinen durften wir uns der sachkundigen Mithilfe der Restauratoren *L. Schmitz* und *H. Staude* erfreuen, denen an dieser Stelle ebenso wie den anderen Beteiligten herzlich gedankt sei.

Die Grundfrage war: Welchen Sinn kann ein Altertumsmuseum in unserem technischen Zeitalter haben? Blicken wir zurück auf die verschiedenen Arten des Sammelns von Altertümern, die wir an unserem Blick vorbeiziehen ließen, so wird uns schnell klar, daß die Voraussetzungen früherer Sammlungen nicht mehr die unseren sind: Die durch

erkennend besprochen von K. Patzwall in: *Schule und Museum im einheitlichen sozialistischen Bildungssystem der DDR* 1969, Heft 4, 15 ff.

45) F. Oelmann, in: *Rhein. Landesmuseum Bonn* (1935) — Ders., *Bonn. Jahrb.* 155/156, 1955/1956, 2 f.

46) *Jahrb. RGZM* 8, 1961, 213.

Altertumsfunde vermittelte unmittelbare Verbindung mit lange vergangenen, oft mythischen Zeitaltern und Personen — die uralte Spannung zwischen dem Geheimnisvoll-Lockenden und doch Unzugänglich-Fremden — das Streben nach kultureller, politischer oder sozialer Repräsentation und Selbstbestätigung durch Schätze der Vergangenheit — das Sammeln und Bestaunen von Raritäten und Merkwürdigkeiten — die Anregung und Ausweitung von Phantasie und Lebensgefühl durch das Altertum — die Verehrung des Altertums als hohes Ideal oder ruhmreiche Vergangenheit — die Utopie einer vollkommenen Bildung — Heimatliebe — der wissenschaftliche Überblick über eine kulturgeschichtliche Entwicklung — die Freude am Schauen und ästhetischen Genießen: keiner von diesen Antrieben zum Sammeln in früheren Epochen wird dominierend den Aufbau unserer Altertumssammlungen bestimmen können, obwohl sie *alle* ohne Zweifel in irgendeiner Form in ihnen fortleben und -wirken. Auch in unserer scheinbar geschichtsfeindlichen Zeit dürfen wir davon ausgehen, daß der menschliche Geist *spontan* ein Verhältnis zu allen Erscheinungen seines Lebensbereiches sucht, zu denen der Vergangenheit ebenso wie zu denen der Gegenwart und Zukunft. Hierin drückt sich das gleiche Grundgefühl aus, das Hesiod bei seinem Anruf an die Musen ausgesprochen hat, die sagen, „was da ist, was sein wird und was vorher gewesen“. In einer Zeit, in der der menschliche Geist sich mit den Geheimnissen des Mikrokosmos ebenso auseinandersetzt wie mit der Erforschung der Gestirne, hat auch die Altertumswissenschaft eine Vertiefung und Ausweitung erfahren, die man noch vor dem Kriege nicht ahnen konnte. Das Anwachsen des Fundmaterials und die fortschreitende Spezialisierung erschlossen neue Fragestellungen, durch die wir in bisher unbekannte Lebenszusammenhänge des Altertums vordringen. Vielfach darf sich die Archäologie hierbei der Unterstützung naturwissenschaftlicher Untersuchungsmethoden erfreuen, die es gestatten, etwa Zeitansätze in unvorstellbaren Zeittiefen zu fixieren, oder uns bisher verschlossene Einblicke in die Entwicklung der Technik geben. In räumlicher Hinsicht verlieren die Grenzen zwischen europäischer, orientalischer, afrikanischer und asiatischer Archäologie immer mehr ihre Bedeutung. Durch diese Fortschritte der Forschung ist die Zukunft der Altertumsmuseen als wissenschaftliche Institute gesichert: Die in ihnen gesammelten, aufbewahrten und gepflegten Gegenstände werden auch unter den Aspekten unserer Zeit wichtigste Grundlagen für alle weiteren Forschungen bilden. Durch Ausgrabungen werden die Altertumsmuseen und die mit ihnen verbundenen Institutionen unser Forschungsmaterial erweitern und in ihren Laboratorien neue Methoden zur Konservierung und zu naturwissenschaftlichen Materialuntersuchungen entwickeln. Die Museen werden immer die Stätten bleiben, an denen sich der wissenschaftliche Nachwuchs im täglichen Umgang mit den Altertümern am leichtesten die notwendige Kennerschaft erwerben kann. Naturgemäß werden die an den Museen betriebenen Forschungen ihren Ausgang gern von der Bearbeitung einzelner dort aufbewahrter Objekte, der Herausgabe von Katalogen usw. nehmen, doch wäre es eine arge Selbsteinschränkung, wenn sie sich damit beschieden. Die oft über hundert Jahre alten Publikationsorgane unserer Altertums-

museen bezeugen, wie entscheidend sie am Aufbau der Altertumswissenschaft beteiligt waren, und nur die Mitarbeit der Museen am weiteren Fortschreiten der Forschung kann diese große wissenschaftliche Tradition zu ihrem und der Forschung Nutzen lebendig erhalten. Man darf auch hier Jakob Burckhardt zitieren, der die „Küstenforschung“ für sehr notwendig hielt – aber „sich so recht aufs hohe Meer der Forschung hinauszuwagen, das stärkt!“⁴⁷⁾. Eine lebendige wissenschaftliche Tätigkeit der Museen wird auch ein sicherer Kompaß für ihre künftige Entwicklung sein. Andererseits sind ihnen in der Zusammenarbeit mit Universitäten und Denkmalämtern viele Aufgaben zugewallen, die nur sie lösen können und deren Vernachlässigung die Weiterentwicklung ganzer Forschungsbereiche erheblich stören würde.

Ist die wissenschaftliche Zukunft unserer Altertumsmuseen aus ihrer kontinuierlichen Tradition heraus – wie wir hoffen – sicher bestimmt, so ist die Frage, wie sie ihre Sammlungen der Öffentlichkeit darbieten und erschließen wollen, weit mehr von den wechselnden Voraussetzungen und Anforderungen der Zeit abhängig. Wenn mir als jungem Volontär ein sehr erfahrener Museumsdirektor einst sagte: „Der schlimmste Feind des Museums ist der Besucher“, so hatte das im Hinblick auf die wissenschaftliche Tätigkeit allein wohl durchaus seine Berechtigung, angesichts der Gesamtfunktion eines Museums wird man dem Satz aber bei aller Liebe zur Wissenschaft kaum beistimmen können. Denn gerade die Begegnung mit dem Besucher zwingt das Museum ständig, sein Verhältnis zur augenblicklichen Gegenwart zu überprüfen und zu verändern, nicht nur in der ästhetischen und pädagogischen Anordnung der Ausstellung, sondern auch in den wissenschaftlichen Fragestellungen und ihren musealen Ausdrucksmöglichkeiten, ganz im Sinne A. Lichtwarks: „So lange die Museen nicht versteinern, werden sie sich wandeln müssen. Jede Generation wird ihnen neue Aufgaben bieten“⁴⁸⁾. So enden die meisten Museumsdiskussionen unserer Tage – so z. B. auch die eingangs erwähnten Klagen (s. Anm. 1) – gar nicht etwa in dem Vorschlag, den „Moloch“ Museum zu beseitigen, sondern vielmehr in Fragen, wie man etwa dem Besucher durch Einrichtung von Erholungsräumen und Restaurants, durch Verbesserung von Beschriftung und Druckwerken, durch geschickte Einteilung und Anordnung der Sammlungen usw. behilflich sein könne, in Fragen also, die bei der erwähnten Konferenz von Museumsleuten und Vertretern der Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen 1903 bereits mit aller Gründlichkeit besprochen wurden. Im Schlußwort jener Tagung ist zu lesen: „Wie wollen wir . . . es möglich machen, daß . . . den zur Zeit als Laien der Kunst und Wissenschaft Gegenüberstehenden das, was in den Sammlungen der Kunst und der Naturwissenschaft Erhebendes und Erleuchtendes enthalten ist, am besten zugeführt wird, in welcher Weise kann ihr Interesse und auch ihr Verständnis am besten geweckt werden? Ich glaube, *einen* die Erreichung des Ziels verbürgenden Weg, *eine* ganz sichere Methode haben wir nicht gefunden. Es kommt

47) Brief an F. S. Vögelin vom 14. 1. 1866.

48) *Die Museen als Volksbildungsstätten*, a. a. O. (s. Anm. 42) 8.

auch bei diesen Dingen zuletzt . . . auf die Persönlichkeit an, die es übernimmt, zu belehren, zu führen und zu erläutern⁴⁹⁾.“

Ein Museum unserer Tage muß nach meiner Meinung recht verschiedenartige Besucher, die im Sehen meist sehr verwöhnt, oft aber auch abgestumpft sind, fesseln und ihnen einen möglichst anschaulichen Einblick in den Teil des Kosmos geben, dessen Erforschung und Darstellung seine Arbeit gewidmet ist. Daraus ergibt sich, daß eine klare wissenschaftliche Konzeption die Grundvoraussetzung aller Planung ist. Bei einem kulturgeschichtlichen Museum und besonders bei einem, das wie das RGZM mit Originalen und getreuen Nachbildungen einen systematischen Überblick über weitgespannte Entwicklungen geben soll, besteht nun die Hauptschwierigkeit der „Inszenierung“ darin, daß nicht nur interessante Altertümer in schöner Aufstellung gezeigt, sondern durch sie historische Vorgänge mit ihren Zusammenhängen und Widersprüchen überschaubar und begreiflich dargestellt werden sollen. „Was einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden“⁵⁰⁾. Mit einer einfach aneinanderreihenden Aufstellung, die etwa halbwegs der Chronologie ihrer Objekte folgt, ist uns nicht mehr gedient. Die Hauptabschnitte müssen bereits in der Raumabfolge klar gegliedert sein, und innerhalb der Räume ist es notwendig, die Bedeutung der einzelnen Objekte mit Hilfe der durch Plazierung, Farbe und Licht gegebenen Möglichkeiten „auszuwägen“. Besonders wichtige Denkmäler müssen an betonter Stelle hervortreten; lang andauernde Entwicklungen müssen mit Katastropheneinbrüchen kontrastiert werden; Meisterwerke müssen aus der für den Gesamteindruck ebenfalls notwendigen Massenware herausgehoben werden. Sehr wichtig sind Karten, welche die durch die Gegenstände dargestellte Entwicklung erläutern; sie müssen aber in Form und Farbe so lebhaft sein, daß sie von sich aus das Interesse des Besuchers anlocken und nicht tot an der Wand hängen. Vor allem darf bei Karten die Grenze des Darstellbaren nicht überschritten werden. So wird es oft wirkungsvoller sein, komplizierte soziale Strukturen und dergleichen im gedruckten Führer zu erläutern, als die Ausstellung mit kaum verständlichen Tafeln zu belasten und den Besucher dadurch zu verwirren. Die größte Schwierigkeit aller kulturgeschichtlichen Sammlungen besteht jedoch wohl darin, daß die in Vitrinen bewahrten Gegenstände im „luftleeren Raum“ zu stehen scheinen. Um ihr zu begegnen, müssen alle Möglichkeiten der Aufstellung und der Beschriftung ausgenützt werden, damit diese Gegenstände nicht nur als Glieder einer Entwicklung erscheinen, sondern als Zeugnisse von „Jubel und Jammer“, die sie ursprünglich waren – als Schmuckstücke oder Kultgegenstände, als Grabbeigaben oder Opferfunde usw. Der Besucher muß neben dem Wissen auch Eindrücke und Erlebnisse empfangen; nicht nur seine Kenntnisse sollen erweitert, auch seine Phantasie muß angeregt werden.

Eine weitere große Schwierigkeit jeder Museumsaufstellung besteht darin, daß das Publikum, dem sie dienen soll, keineswegs einheitlich ist. Auf der einen Seite ist die Zahl

⁴⁹⁾ *ebda.* 216. — ⁵⁰⁾ J. Burckhardt, *Weltgeschichtliche Betrachtungen* (Einleitung).

der hinreichend vorgebildeten Besucher, die gewohnt sind, in Museen zu gehen und sie zu betrachten, größer als es nach den Diskussionen unserer Tage oft scheinen mag. Diesem Teil des Publikums ist mit einer gut gegliederten Aufstellung, klarer Beschriftung und einem lebendig geschriebenen Führer Genüge getan, damit es Neues entdecken kann, um sich zu belehren und zu erfreuen. Der viel größere Teil unserer Museumsbesucher kommt jedoch mit nur geringen historischen Vorstellungen, bringt aber nicht selten eine andere, nicht weniger wichtige Voraussetzung mit: die Neugierde. Mit dem gleichen Interesse, mit dem man etwa versucht, das Modell einer Mondfähre oder eines Bergwerkes zu betrachten, ist man ganz naiv bemüht, in die Tiefen der Zeiten vorzudringen. Die zauberhafte Anziehungskraft der Altertümer ist immer noch groß. Ich habe bei vielen Schulführungen kaum einen Schüler gesehen, der nicht ein herumgereichtes Bronzebeil gern in die Hand genommen hätte, um die in ihm verborgene 3000jährige Vergangenheit „zu fühlen“. Es wird gewiß weder möglich noch erstrebenswert sein, der Allgemeinheit der Museumsbesucher durch einen kurzen Museumsbesuch eine Vorstellung vom Ablauf einer Epoche zu geben, die sie bisher kaum vom Hörensagen kannte. Deshalb muß die Sammlung so eingerichtet sein, daß die ausgestellten Gegenstände auch heute noch als „Raritäten“ wirken und das Interesse der Besucher unmittelbar zu fesseln vermögen. Den einen zieht die Form eines Schmuckstückes an, den anderen ein bestimmtes technisches Gerät, diesen ein Gegenstand des Kultes, jenen die Darstellung eines Ereignisses. So soll die Sammlung den Besucher auf vielerlei Weise zu neugierigen Fragen anregen und versuchen, ihm von dorther Zugang zu ihrem Gesamtthema zu verschaffen. Hierzu dürfen wir uns nicht scheuen, die kräftigen ästhetischen Reize moderner Graphik und Innenraumgestaltung zum Nutzen unserer Besucher zu verwenden. Hat ein Gegenstand den Besucher gepackt, so wird er wohl versuchen, Zusammenhänge zu finden. Vielleicht stellt er das Stück Vergleichbarem aus der eigenen Zeit gegenüber und bemerkt dabei deren großen Abstand von der Vergangenheit. Dann mag er aber auch bemerken, wie die „duldenden, strebenden und handelnden Menschen“ (Burckhardt) trotz aller Veränderung der Zeiten in der großen Kontinuität des Menschengeschlechtes miteinander verbunden sind. Vielleicht reizt es unseren Besucher sogar, beim Anblick der Vitrinen den Unterschied einzelner Epochen nachzuspüren und sich darüber zu unterrichten, wie verschieden die Menschen ihr Verhältnis zu ihren Mitmenschen, zur Natur und zur Gottheit gestaltet und zum Ausdruck gebracht haben. Gelänge es, einen Teil unserer Museumsbesucher zu solchen Besinnungen anzuregen, so brächte ihnen das wohl eine Bereicherung ihres Geschichtsbewußtseins und ein hohes Ziel des Museums wäre erreicht.

Wenn man die vielen angedeuteten Gesichtspunkte bedenkt, die beim Aufbau einer modernen Ausstellung zur Sprache kommen, wird man leicht einsehen, daß viele Fragen der persönlichen Entscheidung bedürfen und daß es in der Tat auf die Persönlichkeit ankommt, die es übernimmt, zu belehren, zu führen und zu erläutern. Das ist m. E.

keineswegs ein Schaden, sondern gibt unseren Museen – wie den Inszenierungen der Theater – ihre Vielfältigkeit und ihren wechselnden Reiz.

Unter solchen Fragestellungen haben wir uns bemüht, die Frühmittelalterliche Abteilung neu aufzustellen. Ebenso, wie etwa 1935 ein deutsches Museum diese Epoche unter das Motto stellte „Germanische Stammes- und Bodentreue – Mit dem Willen, den Lebensraum artgemäß zu gestalten und für die Enkel zu verteidigen, begründen die Germanen die germanische Vorherrschaft in Europa“, könnte man eine solche Ausstellung – wie ja nicht selten gefordert wird – auch heute „aktuell“ nach politischen oder weltanschaulichen Fragestellungen unserer Zeit ausrichten. Allein die Tatsache, daß solche „zeitgemäße“ Themen mit den gleichen geduldigen Funden darzustellen wären, wie die zitierten Leitsätze von 1935, zeigt, wie unhistorisch eine Methode ist, die die naturgegebene Zeitgebundenheit jeder historischen Betrachtung bewußt ins Extreme steigert.

Wir haben uns deshalb bemüht, die Gegenstände möglichst unmittelbar wirken zu lassen und die großen Antinomien, Katastrophen und Veränderungen ihrer Zeit durch sie zum Ausdruck zu bringen. Das frühe Mittelalter ist bestimmt durch die kriegerischen und kulturellen Auseinandersetzungen des spätrömischen Reiches mit den Barbarenvölkern im Norden und Osten, die die Zerstörung des Imperiums und die Entstehung des Abendlandes zur Folge hatten. Der erste Saal ist der *Spätantike* gewidmet⁵¹). Besonders wichtig sind hier die Denkmäler spätrömischen Kaisertums, von dem die Welt die Rettung aus den hereingebrochenen Katastrophen erwartete. Heidnische und christliche Denkmäler machen in ihrem thematischen Gegensatz die tiefen religiösen Auseinandersetzungen der Zeit deutlich. Koptische Funde geben ein Bild von einer barbarischen Provinzkultur am Rand des Imperiums. Der zweite Saal (Taf. 2) zeigt die *Barbaren aus dem Osten*: Hunnen, Sasaniden, Ostgoten, Westgoten, Burgunder und Vandalen. Der dritte Saal ist der *Entstehung des fränkischen Reiches* gewidmet (Taf. 3, 1). Er zeigt die Kultur der in Gallien angesiedelten fränkischen Verbündeten des römischen Reiches und die allmähliche Ausbreitung ihrer Macht; ihr heidnisch-christliches Totenbrauchtum und die Auseinandersetzung mit den Romanen im Spiegel der Grabdenkmäler und im Bereich des Christentums. Funde aus Frauen- und Männergräbern sollen ein Bild vom täglichen Leben vermitteln. Mit Hilfe von Wandkarten ist der Versuch gemacht, eine Vorstellung von der fränkischen Besiedlung des Rheinlandes zu geben. Der vierte Saal enthält Funde aus dem Bereich der von den Franken unterworfenen *Alamannen, Bajuwaren und Thüringer* (Taf. 3, 2). Der fünfte Saal zeigt die Barbaren aus dem Umkreis des fränkischen Reiches: *Langobarden, Sachsen, Nordgermanen, Slawen und Protobulgaren*. Der sechste Saal ist *Karl dem Großen* gewidmet. Wenn der Besucher beim Zurückgehen die Ravennater Mosaiken des Justinian und der Theodora im ersten Saal erblickt, mag

⁵¹) Die genauere Einteilung der Sammlung ist aus dem zur Neueröffnung erschienenen Führer zu ersehen: K. Böhner, D. Ellmers, K.

Weidemann, *Das frühe Mittelalter. Führer durch das RGZM 1* (1970).

er wohl erlauben, welche Katastrophen Europa in dem betrachteten Zeitraum erschüttert und verwandelt haben.

Wenn wir auch bemüht sind, durch persönliche Führungen, Einführungsvorträge und einen reich bebilderten Führer die neu aufgestellte Sammlung möglichst vielen Besuchern zu erschließen, so sind wir uns doch der Notwendigkeit bewußt, sie künftighin in weit größerem Maße der Schüler- und Erwachsenenbildung nutzbar zu machen, als es bisher möglich war, und zu verwirklichen, was *H. Klenk*⁴⁴⁾ bereits vor 40 Jahren forderte. Es ist beabsichtigt, ähnlich wie auch an anderen großen Museen⁵²⁾ eine Abteilung „Öffentlichkeitsarbeit“ einzurichten. Auch in der Bundesrepublik müssen wir es dahin bringen, daß schon den Schülern der Besuch eines Museums selbstverständlich ist, daß sie sich dort – wie ich es zum Beispiel in den USA und den nordischen Ländern vielfach beobachten konnte – zu Hause fühlen und nicht so fremd, unbeholfen und ein wenig unglücklich, wie es bei uns zuweilen noch der Fall ist. In dieser Hinsicht ist trotz erfolgreicher Anfänge in unseren Museen noch sehr viel zu tun, und das RGZM ist durchaus gewillt, an dieser schweren und wichtigen Aufgabe mitzuarbeiten. Ist es heute doch so, daß viele Gymnasiasten Jahr für Jahr mit Caesar Alesia belagern, ohne auch nur eine halbwegs anschauliche Vorstellung von Römern, Galliern und all den Dingen zu haben, durch deren Kenntnis die Lektüre Caesars erst lebendig und sinnvoll würde. Wenn das gewaltige Bildungspotential unserer Museen nicht weiter brach liegen soll, muß eine vernünftige Zusammenarbeit zwischen Schulen und Museen eingeleitet werden. Der Gewinn für die Schulen wird darin liegen, daß der Geschichtsunterricht anschaulicher und lebendiger wird und die Schüler mit der unmittelbaren Vorstellung auch größere historische Urteilsfähigkeit gewinnen. Die Museen aber – nach Lichtwark „ein Ausdruck demokratischen Geistes“ – werden erst dadurch wirklich zu Einrichtungen der Gemeinschaft werden, daß diese in sie „hineinwächst“ und sie nutzt als Stätten der Belehrung, der Anregung und des geistigen Genießens.

So stehen die Altertumsmuseen heute keineswegs abseits im Winkel, sondern vor großen und schweren Aufgaben, die sie gerade in unserem technischen Zeitalter erfüllen wollen. Sie sind sich bewußt „der Größe unserer Verpflichtung gegen die Vergangenheit als ein geistiges Kontinuum, welches mit zu unserem höchsten geistigen Besitz gehört“⁵³⁾. Sie wissen auch, wie notwendig es für den Menschen unserer Zeit ist, sich den Anforderungen des täglichen Lebens ab und an zu entziehen und der Unendlichkeit des Menschenlebens und der Natur zu begegnen, damit Phantasie und Verstand in größeren Zusammenhängen leben und das ständige Widerspiel von Staunen und Erkennen nicht erstirbt. Die eingangs genannten Besucherzahlen zeigen deutlich genug, daß die Öffentlichkeit durchaus neugierig ist und Museen besuchen will. Dem Besuch der Museen, der durch die vermehrte Freizeit und die erhöhte Beweglichkeit des einzelnen in den letzten Jahren

52) Vgl. z. B. *Unterricht im Museum. Schriften der Kölner Museen* 1 (1970) (Hrsg. G. v. d. Osten u. B. Klesse).

53) J. Burckhardt, *Weltgeschichtliche Betrachtungen* (Einleitung).

bereits erheblich angestiegen ist, wird künftighin im Rahmen einer sinnvollen Freizeitgestaltung eine wachsende Bedeutung zukommen. Die Museen sind bereit, die sich hieraus ergebenden Aufgaben zu übernehmen und zu erfüllen. Sie vermögen – anders als Buch und Film – den unmittelbarsten Weg zur Geschichte anzubieten: die Anschauung der Gegenstände selbst als Zeugen ihrer Zeit. Daß aber nicht nur in ihrer Arbeit befangene Museumsleute die Arbeit der Museen in unserer Zeit für wichtig halten, mag abschließend in einigen Worten Ernst Jüngers über die Museen zum Ausdruck kommen⁵⁴): „So hat, um das Beste zuletzt zu erwähnen, der museale Trieb gewiß auch seine stolze Seite, und zwar dort, wo er die Forschung berührt, die ja mit der Sammlung auf das engste verbunden ist. Hier ruht der Lebensfunke, der den Staub durchglüht – unsere große und hohe Frage an das Rätsel dieser Welt. Selbst das Entfernteste und Verflossenste läßt uns nicht ruhen, und unsere Teleskope, die gegen die Fixsterne gerichtet sind, unsere Netze, die sich in die tiefe See senken, die Hacken, die den Schutt abräumen, der über verschollenen Städten, Theatern und Tempeln liegt – sie alle werden durch die Frage bewegt, ob denn auch dort und damals der innerste Kern des Lebens, die göttliche Kraft zu spüren ist, die auch uns bewohnt. Und aus je seltsameren und rätselhafteren Räumen, und sei es als ein mattestes Echo über Jahrtausende und eisige Zonen hinweg, uns die Antwort entgegenklingt, desto inniger werden wir durch sie beglückt.“

⁵⁴) E. Jünger, *Das abenteuerliche Herz* (2. Aufl. 1942) 152.